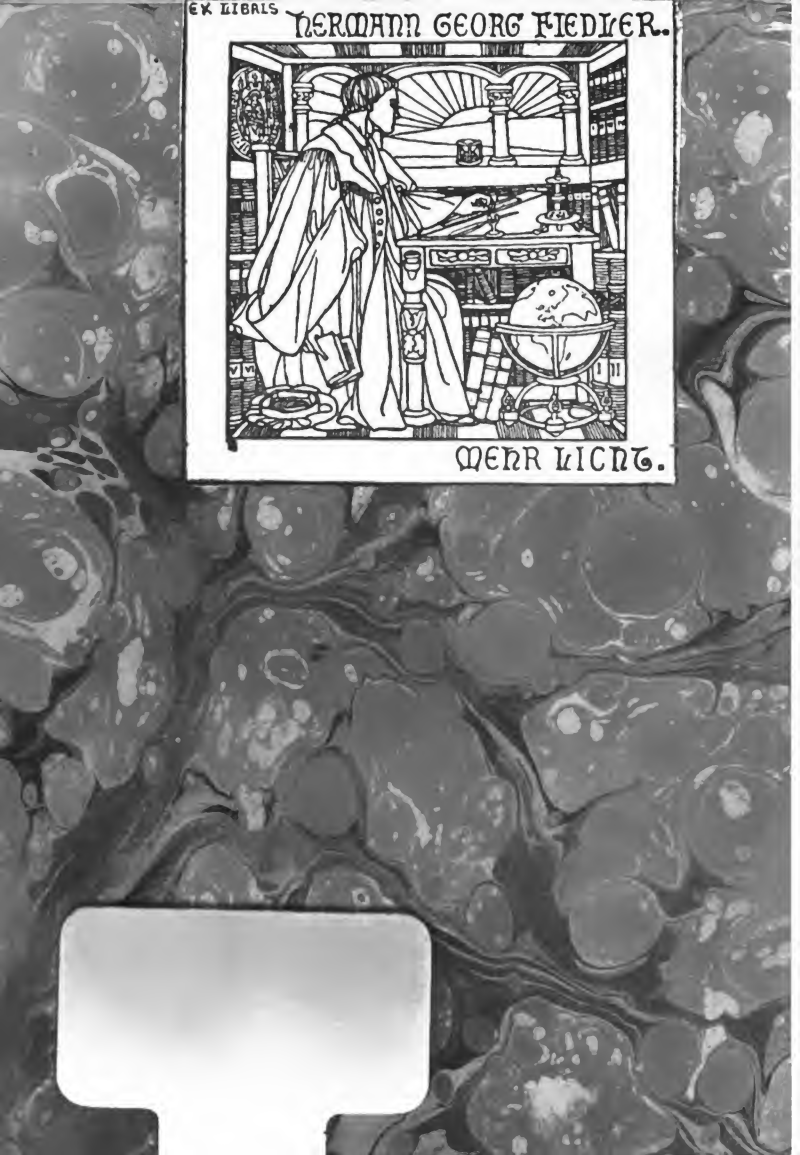
TASCHENBUCH FÜR DAS JAHR 1804




EX LIBRIS
HERMANN GEORG FIEDLER.
MEHR LICHT.

Taschenbuch

für

das Jahr 1804.

Der

Liebe und Freundschaft

gewidmet.

Frankfurt am Mayn,

bey Friedrich Wilmans.

IHRER MAJESTÄT

DER

KÖNIGIN BEIDER SICILIEN

DER FREUNDIN

DES GUTEN UND SCHÖNEN

DER BESCHÜTZERIN UND KENNERIN

DEUTSCHER

LITTERATUR, WISSENSCHAFT UND KUNST

DER

VATERLANDLIEBENDEN HERSCHERIN

ÜBER DIE SCHÖNSTEN

UND MERKWÜRDIGSTEN LÄNDER

DER WELT

UND

ÜBER DIE MUSENGEFILDE DER VORZEIT

DER ZIERDE

DES THRONS UND IHRES GESCHLECHTS

EHRFURCHTSVOLL GEWEIHT

VON DEM VERLEGER

FRIEDRICH WILMANS.



Inhalt.

I. Rosalie und Hulderich, oder die Entzauberung, und die Novelle ohne Titel. Zwey Erzählungen aus dem Pentameron von Rosenhain. Von C. M. Wieland. S. 5

II. Cäyx und Halcyone. Von H. J. edl. v. Collin. - 75

1. Die Freundschaft. Von Arnoldine Wolf. geb. Weissel. - - - - - - - - 84

2. Einfall. Von Gerning. - - - - - daſ.

III. Briefe an Thekla. Von Bouterwek. - - - 87

IV. Lebenstag des Tonkünstlers. Von Friedr. Rochlitz. 117

1. Logogryf. Von Meyer. - - - - - 121

2. Oll. Von Haug. - - - - - - - 122

V. Das Burgverließ. Von Gustav Schilling. - - 125

1. Blick zur Ewigkeit. Von Arnoldine Wolf geb. Weissel. - - - - - - - - 136

2. An Sie. Nach dem Kürenberg. I, 38. Von Haug. 138

3. Memento mori (im Spätsommer 1802.) Von Buri. - - - - - - - - 139

4. Bitte. Von Haug. - - - - - - 140

5. An Burro. Von Haug. - - - - - daſ.

6. Einfall. Von Gerning. - - - - - daſ.

VI. Die Blumenlese. Eine Bagatelle. Von Friedr. Rochlitz. - - - - - - - - - 144

1. Einfall. Von Gerning. - - - - - 158

2. Das Sorgenfrey. Von Buri. - - - - 159

VII. Unterhaltungen. Von A. W. - - - - S. 163
Einfälle. Von Gerning. - - - - - - - 172
VIII. Die Gebrüder Schröder. Eine wahre Anekdote. Von Aug. Meißner. - - - - - - - - 175
IX. Der Greis und die Jungfrau. Idylle von G. A. H. Gramberg - - - - - - - - - 203
Charade. Von Bernh. Meister. - - - - 210
X. Aleth. Hirtenbild. Von Münchhausen. - - - 213
Charade. Von Bernh. Meister. - - - - 227
XI. Heilwig von Dornberg. Eine Romanze von Buri. 231
XII. Die Kuhglocke. - - - - - - - - 238
1. Das Veilchen. Von Arnoldine Wolf geb. Weissel. 248
2. Der weiße arabische Jesmin und die Reseda. An Pr. Charlotte v. . . an ihrem 11ten Geburtstage. Von Bernh. Meister. - - - - - - das.
3. Die Winterlandschaft. 1799. Von Buri. - - 249
4. Der Vogel. Idylle nach Geßner. Von Arnoldine Wolf, geb. Weissel. - - - - - - 250

Berichtigung.

Seite 57. Zeile. 10 von unten, lies: Duenna statt Dauer.

Berechnung

der

Einnahme und Ausgabe

im Jahr 1804.

Januar 1804.	Einnah.		Ausgabe.	
den				

Februar 1804.	Einnah.	Ausgabe.
den		

März 1804.	Einnah.			Ausgabe.		
den						

April 1804.		Einnah.		Ausgabe.	
den					

May 1804.	Einnah.		Ausgabe.	
den				

Junius 1804.	Einnah.	Ausgabe.
den		

Julius 1804.	Einnah.		Ausgabe.	
den				

August 1804.	Einnah.	Ausgabe.
den		

September 1804.	Einnahme.		Ausgabe.	
den				

Oktober 1804.	Einnah.	Ausgabe.
den		

November 1804.	Einnah.	Ausgabe.
den		

December 1804.		Einnah.		Ausgabe.	
den					

Uebersicht
der
Einnahme und Ausgabe
im Jahr 1804.

Monate.	Einnahme.			Ausgabe.		
Januar						
Februar . . .						
März						
April						
Mai						
Junius						
Julius						
August						
September . . .						
October						
November . . .						
December . . .						
Summa . .						

Ueberschuß: .

Deficit: .

I.

Rosalie und Hulderich

oder

die Entzauberung

und

Die Novelle ohne Titel.

Zwey Erzählungen

aus dem

Pentameron von Rosenhain.

Von

C. M. Wieland.



I.

Rosalie und Hulderich

oder

die Entzauberung

und

Die Novelle ohne Titel.

Zwey Erzählungen

aus dem

Pentameron von Rosenhain.

---

von

C. / W i e l a [illegible]

Rosalie und Hulderich

oder

die Entzauberung.

Einleitung.

Die Erzählung, womit die Gesellschaft zu Rosenhain am dritten Abend unterhalten werden sollte, war durchs Loos dem Fräulein Amanda von B***, einer entfernten Verwandtin des Hauses, zugetheilt worden.

Alle Glieder des freundschaftlichen Kreises zeigten ihr so unverhohlen, wie viel Vergnügen man sich von diesem Abend verspreche, daß auch eine viel weniger bescheidene junge Person, als Amanda, ein wenig verschüchtert hätte werden mögen. Ich bedarf Aufmunterung, sagte sie, und Sie machen mich durch Erwartungen zittern, die ich zu erfüllen nicht hoffen kann. Bedenken Sie, wie sehr ich schon dadurch im Nachtheil bin, daß ich auf Herrn

von P. folge, der uns gestern mit einem der lieblichsten Mährchen beschenkt hat, die ich je gehört oder gelesen habe. —

Doch, es wäre weder schicklich noch billig, unsre Leser länger mit den Vorreden und Komplimenten aufzuhalten, die von beiden Seiten über diesen Punkt gewechselt wurden. Lieber schicken wir uns an, Fräulein Amanden, wo möglich, mit eben derselben Gutwilligkeit und Nachsicht zuzuhören, die ihr von ihrer gefälligen Zuhörerschaft angelobt werden mußte.

Rosalie von Eschenbach, ein liebenswürdiges junges Mädchen, welches seine Eltern schon in der Kindheit verloren hatte, war unter den Augen einer bejahrten und begüterten Vatersschwester, zu deren Erbin sie bestimmt war, mit allen Vortheilen und Nachtheilen einer ländlichen Erziehung, fern von der Hauptstadt auf einer alten Ritterburg in einer wildanmuthigen romantischen Gegend erzogen worden. Von ihren frühesten Jahren an war Lesen ihr angenehmster Zeitvertreib; das gute Kind hatte aber nichts zu lesen als Ritterbücher und Feenmährchen, wovon die alte Tante selbst eine große Liebhaberin war, und deren sie eine ziemliche Menge besaß, welche, nebst einigen Andachtsbüchern und einer mit silbernen Buckeln beschlagenen großen Kupferbibel, die ganze Bibliothek des Schlosses ausmachte. Im Lesen und Schreiben hatte das Fräulein von dem Pfarrer des Orts, in der Musik von dem Kantor eines benachbarten Städtchens, in weiblichen Arbeiten von einer ziemlich geschickten Hausjungfer, und im Tanzen von einem gewesenen Kammerdiener ihres Vaters, einem alten Hausrathsstück des Schlosses, Unterricht bekommen. Von der Ausbildung, so sie auf diese Weise erhielt, war eben kein hoher Grad von Vollkommenheit zu er-

warten: aber die Natur hatte das Beste bey ihr gethan, und da Fähigkeit und innerer Trieb Sie in allen weit über ihre Lehrmeister hinaus führte, so fand sichs, daß Sie, den Mängeln ihrer Erziehung zu Trotz, mit einer sehr einnehmenden Gesichtsbildung, einem Nymfenmäßigen Wuchs, einer festen blühenden Gesundheit und mit einer sanften, gutlaunigen und gefälligen Gemüthsart, in ihrem sechzehnten Jahr das reizendste und liebenswürdigste Fräulein auf zwanzig Meilen in die Runde war.

Alles dies, mit dem nicht unbedeutenden Zusatz der gewissen Anwartschaft auf ein großes Vermögen, machte Rosalien zum Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bewerbung aller heurathslustigen Jünglinge, Hagestolzen und Wittwer ihres Standes weit umher. Aber unter den Wenigen, welche von irgend einer Seite Mittel gefunden hatten einige Auszeichnung von ihr zu erhalten, war doch nur ein einziger, der sich schmeicheln konnte, mit einer Achtung von ihr begünstiget zu werden, die den Keim einer geheimen, vielleicht ihr selbst noch verborgenen, Neigung zu verrathen schien.

Dieser Glückliche war Alberich, eine Art von irrendem Ritter von der fröhlichen Gestalt, dem die besondern Gnaden, worin er bey den Schönen stand, und die Vortheile, so er daraus

zu ziehen wußte, einen glänzenden Nahmen in der Hauptstadt des Landes gemacht hatten. Er war mehrere Jahre lang im Besitz des Rufs gewesen, daß seinen Reitzungen, und seiner Gewandtheit in den Künsten der Verführung nicht zu widerstehen sey. Dieser Ruf wird (wie ich höre) oft so wohlfeil erkauft, daß seine Besitzer wenig Ursache haben stolz auf ihn zu seyn. Ob dies auch bey Alberichen der Fall war, ist mir unbekannt; genug, nach einigen Jahren hatte der Aufwand, den er zu Behauptung desselben machte, sein sehr mäßiges Erbgut aufgezehrt, und so hatte er für gut gefunden, sich in die Provinz, wo Rosalie wohnte, zurückzuziehen, in der Absicht sich um irgend eine reiche Erbin zu bewerben, die ihn in den Stand setzen könnte, mit neuem Glanz in der Hauptstadt zu erscheinen und seine gewohnte Lebensart fortzusetzen.

Unter denen, die er zu dieser Absicht tauglich fand, schien ihm Rosalie von Eschenbach, durch ihre Unerfahrenheit, Unschuld und wenige Weltkenntniß diejenige zu seyn, deren Eroberung ihm die wenigste Mühe kosten würde; und da sie zugleich die reichste und schönste war, so hatte er durch bedeutende Empfehlungen aus der Hauptstadt sich um so leichter Zutritt bey der alten Tante verschafft, da er aus einer wohlbeurkundeten, ob-

gleich etwas entfernten Verwandtschaft seines Hauses mit dem Ihrigen sich eine ganz besondere Ehre machte, und der unbegrenzten Gefälligkeit, die er für ihre Eigenheiten und Grillen zeigte, durch seine persönlichen Vorzüge einen desto höhern Werth in ihren Augen zu geben wußte. Denn Ritter Alberich, ungeachtet dessen, was einige Hauptstädte Europens von seiner Blüthe abgestreift hatten, war noch immer der schönste Mann, den sie je gesehen hatte, und, wären nicht vierzig wohlgezählte Jahre zwischen ihnen gestanden, sie würde sich nicht lange bedacht haben ihn für sich selbst zu behalten.

So leicht war nun freilich die junge, zartfühlende, und ihres eignen Werths sich nicht ganz unbewußte Rosalie nicht zu gewinnen. Indessen hatte doch die blendende Aussenseite des Ritters ihre Augen, die geschmeidige Leichtigkeit, womit er sich in den unbedeutendsten Dingen nach ihrer Denkart und ihrem Geschmack richtete, ihre Eigenliebe, und die vorgebliche Uebereinstimmung ihrer Gemüther, die er mit der feinsten Schauspielerkunst zu heucheln wußte, ihr Herz, zu seinem Vortheil bestochen; und wiewohl das, was Sie für ihn fühlte, noch nicht Liebe war, so schien es doch das Nahmenlose Etwas zu seyn, woraus, mit Zeit, Geduld, und unablässiger Sorgfalt es fein warm zu halten, zulezt unversehens Liebe hervorgekrochen kommt.

Unter Rosaliens übrigen Verehrern, die nicht bedeutend genug sind um uns in nähere Bekanntschaft mit ihnen zu setzen, war nur einer, der eine Ausnahme zu verdienen scheint. Es war der einzige Sohn eines begüterten Landmanns, welcher den Willen und das Vermögen gehabt hatte, seinem Sohn eine bessere Erziehung zu geben, als Seinesgleichen gewöhnlich erhalten. Hulderich (so nannte man den jungen Mann) besaß zu einem hellen, ruhigen, mehr gründlichen als schimmernden Verstand ein so warmes und gefühlvolles Herz, als je in der Brust des adelichsten aller Ritter der Tafelrunde schlug. Sein Aeusseres war eben so wenig blendend, als das Innere; doch konnte er, sogar neben dem schönen Alberich, für einen wohlgebildeten Mann gelten, und (wessen sich dieser nicht zu rühmen hatte) sein Blut war rein wie seine Sitten, und sein Körper so gesund und ungeschwächt wie seine Seele. In der That hatte er nur einen einzigen Fehler, der ihm aber größern Schaden that, als Alberichen alle seine Laster; eine Bescheidenheit, die zuweilen an Schüchternheit grenzte, und auf seine ohnehin nicht schimmernde Verdienste einen Schatten warf, der sie den Augen derjenigen verbarg, die ihn nur eines flüchtigen Anblicks würdigten; und unglücklicher Weise war Rosalie eine dieser Unachtsamen.

Hulderichs Vater hatte zu einem hübschen Gut, das sein Eigenthum war, die Ländereyen der alten Dame gepachtet. Dieser Umstand hatte dem Sohn, von früher Jugend an, häufige Gelegenheit verschafft, in das Schloß zu kommen, und Rosalien, so lange sie noch unter vierzehn Jahren war, öfters zu sehen und zu sprechen; und so hatte sich das Bild ihrer Liebenswürdigkeit nach und nach so tief in sein Gemüth eingesenkt. Ihr munteres, sanftes und holdseliges Wesen, die Güte ihres Herzens und die Anlage zu allen weiblichen Tugenden, die er darin aufkeimen sah, hatte sich des seinigen unvermerkt dergestalt bemächtigt, daß er Sie wie seine Seele liebte, und daß ihm nichts so schwer däuchte, das er nicht für Sie zu unternehmen, nichts so kostbar, das er Ihr nicht aufzuopfern, nichts so peinvoll, das er nicht für Sie zu leiden bereit war. Diese Gesinnung für Rosalien verwebte sich so innig mit seinem ganzen Wesen, daß sie auch da noch immer in gleicher Stärke fortdauerte, da Rosaliens Uebergang in das Alter der aufblühenden Jungfrau ihm beynahe alle Gelegenheit entzog, ein paar Worte mit ihr zu wechseln, oder sie nur in der Nähe zu sehen. Er fühlte diesen Verlust schmerzlich; aber, da er es schon für Verbrechen gehalten hätte, sich ihren Besitz als etwas mögliches zu denken, so genügte ihm daran sie schwei-

gend und von fern zu lieben, und es würde ihm, glaubte er, nichts zu wünschen übrig geblieben seyn, wenn Sie ihm nur durch Einen gütigen Blick hätte zu erkennen geben wollen, daß Sie seinem Herzen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, und Wohlgefallen an einer Liebe habe; welche, in der That, mehr von der reinen andächtigen Inbrunst eines frommen Einsiedlers zu der Königin des Himmels, als von dem irdischen Feuer einer eigennützigen Leidenschaft für eine Sterbliche in sich hatte. Aber Rosalie schien seit ihrem funfzehnten Jahre, und noch mehr seit ihrer Bekanntschaft mit Alberich, nicht die mindeste Kenntniß mehr von dem armen Hulderich zu nehmen. Daß es nicht stolze Verachtung war, dafür bürgt uns die Güte des Herzens, wovon sie täglich bey allen Gelegenheiten die unzweydeutigsten Beweise gab; auch war es wirklich weiter nichts, als daß Hulderich gänzlich aus ihrem innern Gesichtskreise verschwunden, oder wenigstens in den tiefen Schatten zurückgetreten war, worin Tausend andere von ihr unbemerkte Menschen standen, mit denen Sie, weil sie weder Ihres Mitleidens noch Ihrer Wohlthätigkeit nöthig hatten, Sich ausser allem Verhältniß glaubte.

Alles dies, meine gnädigen Damen und Herren, mußte ich voranschicken, bevor ich zu dem

Abenteuer fortgehen konnte, welches der eigentliche Stoff meiner Erzählung ist.

Ich sagte gleich Anfangs, daß Rosalie, aus Mangel eines Bessern, von Kindheit an nichts als Ritterbücher und Feenmährchen gelesen habe. Aus diesen Quellen hatte sie eine Art von idealischer Welt- und Menschenkenntniß geschöpft, die mit dem wirklichen Lauf der Welt und dem Thun und Lassen der wirklichen Menschen einen starken Abstich machte, und sehr vieler Berichtigungen und Zusätze bedurfte, wenn sie auch nur für den engen und einförmigen Kreis, worin sie lebte, zureichen sollte; aber auf keine Weise so beschaffen war, daß sie auf einem größern Lebens-Schauplatz eine anständige Rolle glücklich hätte spielen, oder den vielfältigen Gefahren und Unfällen entgehen können, denen Sie sich durch so manche täuschende Einbildungen und Erwartungen ausgesetzt befand.

Es war also nicht mehr als billig, daß, bey Entstehung andrer gewöhnlicher Hülfsmittel, die Feen sich des guten Mädchens annahmen, und was durch kindliche und kindische Spielwerke der Fantasie an der natürlichen Gesundheit ihres Verstandes beschädigt worden war, durch andere, auf Wiederherstellung derselben abzweckende Spiele ihrer Zauberkunst zu vergüten suchten.

Bey einem jungen Mädchen, das, so zu sagen,

unter lauter Feen und Feerey aufgekommen war, scheint, unter den mancherley wunderlichen Wünschen, welche jungen Mädchen durch den Kopf zu flattern pflegen, keiner natürlicher zu seyn, als der Wunsch, sich wirklich einmahl in dieses Feenland versetzt zu sehen, von dessen Herrlichkeiten sie so viel gehört und gelesen hatte. Rosalie hieng diesem fantastischen Gedanken seit einiger Zeit so häufig nach, daß sie ihn endlich gar nicht wieder los werden konnte.

Einsmahls, da sie, bey Aufgang der Sonne, um die Natur im Erwachen zu belauschen und dem Morgenjubel der Lerchen und Nachtigallen zuzuhören, in den Gebüschen des Schloßgartens umherschlich, gab der Zauber, unter welchen diese lieblichen Natur-Erscheinungen alle ihre Sinne setzte, jenem Gedanken eine solche Stärke, daß er auf einmahl laut wurde, und in Worte ausbrach, wovon sie keine Zeugen zu haben glaubte.

Plötzlich sah sie eine Gestalt vor sich stehen, die eher einer Göttin als einer Sterblichen ähnlich sah. So würde ein Alban die liebliche Göttin der Jugend oder die Geliebte des Zefyrs mahlen. Ein begeisterndes Feuer wallte in ihren großen schwarzen Augen, und die üppigste Fülle goldner Haare floß in langen Ringeln um ihren schönen Kopf und den blendenden Liliennacken. Sie war

in ein schimmerndes Gewand von Tausend durch einander gewebten Farben gekleidet, und trug ein dünnes Stäbchen von Ebenholz in der rosenfingrigen Hand. Dein Wunsch sey dir gewährt, sagte Sie zu Rosalien und berührte sie mit ihrem Stäbchen.

In demselben Augenblick lag Rosalie wie schlummernd auf einem prächtigen Ruhebette; ein Schwarm von gaukelnden Zefyrn hob es empor, und schwebte mit der schönen Last so leicht durch die Lüfte hin, als ob sie nur ein flockichtes Abendwölkchen vor sich her hauchten.

Rosalie erwachte in den Zaubergärten der Feenkönigin. Große immergrüne Rasenplätze; Blumenstücke, wo Florens schönste Kinder wetteiferten, das Auge mit ihren Bildungen und Farben, und den Geruch mit dem süßen Balsam ihrer vermischten Düfte zu entzücken; Citronenwäldchen und Gebüsche aller Arten blühender und duftender Sträuche, von spiegelhellen, über Goldsand und Perlen flüchtig hinweg rieselnden Bächen durchschlängelt; liebliche Thäler und Anger, mit silberwollichten Heerden bedeckt, und an allmählich emporsteigende Wälder gelehnt; in die Wolken aufstrebende Bäume, die mit der Schöpfung gleiches Alters zu seyn schienen; in tiefer Ferne blaue, himmlische Felsen, zwischen welchen aus den Wolken herabstürzende

Ströme, bald in funkelnde Staubregen aufgelößt, bald in ungeheuren Schaum-Massen durch die geborstnen Klippen sich drängend, unzählige Wasserfälle bildeten, deren Donner aus der weiten Entfernung in Schlafeinladendes Rauschen sich verlor: kurz, Alles, was Natur und Kunst in den Halbzirkel eines weit ausgedehnten Gesichts-Kreises Prächtiges, Erhabenes, Schönes und Anmuthiges zusammenzaubern können, war hier mit verschwenderischer Ueppigkeit und in einer anscheinenden Unordnung, die im Ganzen zur schönsten Harmonie wurde, vereinigt, um die Seele in einen einzigen reinen, entzückenden Genuß aufzulösen.

Rosalie schwamm in Wonne; ihr war als erinnere sie sich dunkel, wie eines verschwebten Traums, daß sie schon an einem solchen Ort gewesen sey: aber daß sie hier verwirklicht sah, was ihr vormahls nur in matten, in einander zerrinnenden Luftgestalten erschienen war, das eben war es was ihr keinen Zweifel ließ, daß sie sich wirklich im Lande der Feen befinde.

In diesem wundervollen Lande geht alles nach einer andern Regel, als in unsrer Alletagswelt, wo wir armen Erdenkinder, an Raum und Zeit gefesselt, nicht von einem Ort zum andern, ohne den Zwischenraum zurückzulegen, noch vom Abend zum Morgen kommen können, ohne die ganze

Nacht dazwischen durchlebt zu haben, ohne daß auch nur eine einzige Minute daran erlassen wird.

Rosalie erhielt in wenig Augenblicken einen neuen Beweis, daß sie im Feenlande sey; denn auf einmahl verschwanden die Zaubergärten, und sie befand sich in einem großen prächtig erleuchteten Sahl, der jenem wenig nachgab, den der glückliche Schneidersohn Aladdin, in den Arabischen Mährchen, mit Hülfe des Genius der Lampe und seiner Gesellen, zu großer Freude des Sultans seines Schwiegervaters in einer einzigen Nacht zu Stande bringt. Dieser Sahl war mit einer unendlichen Menge schöner und zierlicher Damen und Herren angefüllt, die in buntschimmerndem Gewimmel, Paar- und Gruppenweise, durch einander schwärmten, und denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie nichts zu thun hatten noch wußten, als ewig dem vor ihnen her fliehenden Vergnügen nachzujagen.

Rosalie erkannte sogleich den schönen Alberich, der sich mit Unterhaltung einiger Schönen, die ihn umringten, zu beschäftigen schien, aber, sobald er die Dame seines Herzens erblickte, auf sie zueilte, und ihr sein Entzücken, Sie hier zu finden, in den lebhaftesten Figuren und Wendungen ausdrückte. Rosalie fühlte sich unter einer Art von Zauber, dem sie nicht widerstehen konnte, vielleicht

weil es ihr an — Willen zum Widerstehen fehlte. Ihr war als ob sie nicht ganz dieselbe sey, die sie immer gewesen; sie suchte sich in sich selbst, und erstaunte über die neuen Gefühle, die sich in ihr regten, und ihr zwar fremd, aber zu angenehm waren um sich ihnen nicht sorglos zu überlassen. Noch nie hatte Alberich ihr so liebreizend geschienen, nie die zärtlichen Schmeicheleyen, die er ihr sagte, nur halb so viel Eindruck auf sie gemacht, und sie mußte sich Gewalt anthun, um es ihm nicht auf die lebhafteste Art zu erkennen zu geben. Kein Wunder, daß der arme Hulderich, der, mit seiner gewohnten Schüchternheit, um nicht bemerkt zu werden, hinter einem mit Kränzen umwundenen Pfeiler stand und ganz in ihrem Anschauen verloren schien, kaum eines von ungefähr sich zu ihm verirrenden flüchtigen Blicks gewürdiget wurde.

Eine durch den Sahl erschallende und zum Tanz einladende Musik stimmte Sie plötzlich auf einen andern Ton. Sie ergriff Alberichs Arm, und flog mit der Leichtigkeit einer Nymfe, kaum den Boden berührend, durch den Sahl mit ihm dahin. Ermüdet sanken sie endlich auf die weichen, hoch aufgeschwellten Polster, womit eine von reichen Tapeten schimmernde Estrade belegt war. Die blendende Beleuchtung des Sahls verlor sich in ein

allmählich immer matter werdendes Dämmerlicht, und die rauschende Musik in die sanft verschweben=den Töne eines sich selbst immer leiser nachahmen=den Echo. Rosalie erschrack, da sie sich plötzlich mit Alberichen allein und von einem seiner Arme umschlungen sah. Vergebens suchte Sie sich von ihm los zu winden, als plötzlich eine große majestätische Frau, mit einer kleinen goldnen Krone auf ihrem zusammengeflochtnen Haar und einem schwarzen Stäbchen in der Hand, vor ihnen stand. Folge mir, Rosalie, sagte sie, Alberichen mit ihrem Stabe berührend. Sogleich schwand er aus Rosaliens Au=gen, und sie stand auf und folgte der Dame.

Eine große elfenbeinerne Pforte that sich vor ihnen auf. Gehe vorwärts, sagte die Feenkönigin; entsetze dich vor Nichts das dir begegnen wird, und vertraue auf meinen Beystand. So wie Rosalie über die Schwelle der elfenbeinernen Pforte ge=schritten war, fuhr ihr die Fee mit leiser Hand über das Gesicht und verschwand. Eine kaum sicht=bare Flamme, die aus der Hand der Fee zu fah=ren schien, verbreitete auf einen Augenblick eine Hitze über ihr ganzes Gesicht; aber alle ihre Sin=nen beruhigten sich, und sie glaubte sich auf ein=mahl selbst wieder gefunden zu haben, wiewohl sie eine kleine Weile in die dickste Finsterniß eingehüllt stand. Sobald diese verschwunden war, sah sie sich

wieder auf eben der Stelle des Gartens, wo ihr die Fee mit den goldnen Haaren erschienen war.

Von einer seltsamen Mattigkeit befallen, warf sie sich auf die nächste Bank, als sie Alberichen ganz nahe vor ihr vorbeygehen sah. Er schielte einen flüchtigen Blick auf sie und gieng vorüber. Rosalie rief ihn zurück. Was wollen Sie meiner? fragte er —

„Welche Frage? Wer bin ich denn? Seit wann kennen Sie mich nicht mehr, Herr Alberich?“ — Alberich erschrack izt, da er sie genauer ansah, so heftig, daß er die Sprache nicht gleich wieder finden konnte

Verzeihen Sie, Fräulein, stammelte er endlich in größter Verwirrung; ich muß bezaubert seyn — Ich höre Ihre Stimme, ich sehe Ihre Gestalt, Ihre Kleidung; aber Ihr Gesicht ist so wenig Ihr eigenes, daß ich zehnmahl bey Ihnen hätte vorbeygehen mögen, ohne Fräulein Rosalie von Eschenbach in Ihnen zu erkennen.

„In der That, Herr Alberich, Sie sind bezaubert — oder etwas noch schlimmeres. Vor wenigen Minuten sagten Sie mir noch die schmeichelhaftesten, zärtlichsten Sachen von der Welt — Was ist mit Ihnen vorgegangen? Ich besorge sehr, es steht nicht ganz mit Ihnen wie es sollte, Herr Alberich!“ —

Ich fürchte vielmehr, — sagte dieser, hielt aber plötzlich inne — Beym Himmel, Fräulein, es ist etwas Unbegreifliches in dieser Sache, fuhr er fort, indem er einen kleinen Taschenspiegel hervorzog und Ihr hinreichte; aber sehen Sie selbst, und Sie werden mir Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Rosalie blickte in den Spiegel, und erschrack nicht viel weniger als Alberich; denn die Spuren, die der elektrische Schlag, so sie von der Fee empfangen, zurückgelassen hatte, waren in der That auffallend. Alle Lilien und Rosen ihres Gesichts waren verschwunden, und statt eines Paars holdseliger Grübchen, die ihrem Lächeln einen unwiderstehlichen Zauber gegeben hatten, waren ihre feinen Gesichtszüge von einer Menge tiefer, Pockengruben ähnlicher Furchen und braunrother Flecken so entstellt, daß ein Liebhaber wie Alberich wirklich zu entschuldigen war, wenn er sie auf den ersten Blick für eine Andre ansah. Aber, es sey nun daß das Wort der Feenkönigin Ihr wieder zu Sinne kam, oder daß, durch eine natürliche Täuschung der Eigenliebe, auch die Häßlichste sich selbst immer schöner vorkommt als allen andern Menschen — genug, Rosalie faßte sich sogleich wieder, und sagte zu Alberich, indem sie ihm seinen Spiegel zurückgab: Wenn Ihr Spiegel mich nicht verläumdet, so ist in der That etwas mit mir vorge-

gangen, das ich nicht begreife. Aber Sie, Herr Alberich, Sie, der mir vor wenig Augenblicken noch die feurigste Liebe zuschwor, der mich mit den Augen der Liebe sehen sollte, Sie hätten diese Veränderung gar nicht gewahr werden sollen.

Ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein, erwiederte Alberich, der sie mit immer größerer Bestürzung anglotzte, weil er sich in dem Gedanken bestättigt sah, daß ihr Kopf bey dieser unerklärbaren Verwandlung gelitten haben müsse; erlauben Sie daß ich zu einem Arzt eile, der hier, wie es scheint, ganz allein Rath schaffen kann. — Mit diesen Worten entfernte sich der getreue Schäfer so schnell er konnte, nicht um einen Arzt aufzusuchen, sondern sich in der Stille mit sich selbst zu berathen, was für einen Entschluß er bey diesem seltsamen Unfall zu nehmen habe.

Das Fräulein hatte ihn kaum aus den Augen verloren, so kam Hulderich, (den die alte Dame seit kurzem zum Aufseher über ihre Gärten bestellt hatte) mit einem prächtigen Blumenstrauß in der Hand von einer andern Seite heran, und schien einen Augenblick zweifelhaft, ob er sich nähern und Rosalien die Blumen, die er alle Morgen für Sie zu pflücken pflegte, selbst überreichen, oder, (nach bisheriger Gewohnheit) durch ihr Mädchen auf ihren Putztisch legen lassen sollte.

Sobald ihn Rosalie erblickte, erinnerte sie sich der Stellung, worin sie ihn im Palast der Feenkönigin gesehen, und befahl ihm in einem freundlichen Ton, näher herbey zu kommen. Ein milder gütiger Blick schien ihm die Erlaubniß zu geben, ihr seine Blumen selbst zu überreichen, und er that es mit einer so ehrerbietigen und bescheidenen Art, daß Sie ihm, in der Stimmung worin sie war, beynahe Dank dafür wußte. Der Schleier, den Sie über ihren Kopf gezogen hatte, ließ von ihrem Gesichte wenig mehr als die Augen sehen, und der einzige Blick, den der bescheidene Jüngling zu ihr zu erheben gewagt hatte, entdeckte ihm nichts an ihr, was ihn hätte befremden können. Aber izt schlug das Fräulein den Schleier zurück, sah ihm scharf ins Gesicht und sagte: Wir sind alte Bekannte, guter Hulderich; betrachte mich wohl, und sage mir, wie ich dir vorkomme. — „Sie haben, wie ich sehe, während ich von Eschenbach abwesend war, die Blattern gehabt, gnädiges Fräulein; Gottlob! daß es so glücklich abgegangen, und daß Ihre schönen Augen nichts dabey gelitten haben!

Rede wie dir's um's Herz ist; du findest mich also nicht so gar häßlich?

Häßlich? (rief Hulderich) das verhüte der Himmel, gnädiges Fräulein! In meinen Augen

können Sie nie häßlich werden, das ist unmöglich. — Er wurde feuerroth, wie dies Wort über seine Lippen gekommen war, weil er fürchtete etwas gesagt zu haben das ihm nicht gezieme.

Rosalie dankte ihm für seine Blumen und seinen guten Willen gegen sie, und entließ ihn mit einem Lächeln, wobey ihm war als ob sich der Himmel aufthue und aus jeder Grube ihres Gesichts ein Engelsköpfchen hervorlächle.

Das Fräulein kehrte ins Schloß zurück, und da es unmöglich war ihrer Base die leidige Veränderung, die ihr Gesicht erlitten hatte, zu verhehlen, so hüllte sie sich, um ihr das Unangenehme der Ueberraschung zu ersparen, in ihren Schleier ein, und berichtete Ihr umständlich, was ihr diesen Morgen mit den beiden wunderbaren Damen begegnet war. Die Alte glaubte zu stark an das Feenwesen, um in der Ueberzeugung, daß es Feen gewesen, nicht hinlänglichen Grund zur Beruhigung zu finden. Sie haben ganz gewiß, troß dem widrigen Anschein, etwas Gutes mit dir vor, sagte sie; befahl dir die Feenkönigin nicht ausdrücklich, dich vor nichts zu entsetzen und auf ihren Beystand zu vertrauen? Aber da die gute Rosalie sich nicht enthalten konnte, von Zeit zu Zeit einen verstohlnen Blick in einen großen Venezianischen Spiegel zu werfen, der ihr gegen über hieng, so war es

ihr nicht wohl möglich, sich, mit allem ihrem Respekt vor den Feen, eines kleinen Grolls gegen die Launen dieser Halbgöttinnen zu erwehren, und sie konnte sich selbst nicht überreden, die Pockengruben und Sommerflecken, die sie ihr angezaubert hatten, für ein Unterpfand zu nehmen, daß sie viel Gutes gegen sie im Sinne hätten.

Tante und Nichte besprachen sich noch über diese seltsamen Ereignisse, als der ersten ein Brief gebracht wurde, der ihr ankündigte, daß sie durch den plötzlichen Fall eines der ersten Handelshäuser in der Hauptstadt um den größten Theil ihres Vermögens gekommen sey. Die gute Dame klebte noch zu stark am Irdischen, als daß ihr eine solche Nachricht hätte gleichgültig seyn können, und die Reihe war nun an der Nichte, die jammernde Tante zum Vertrauen auf den guten Willen der Feen aufzufodern. Wem geht es schlimmer dabey als dir, sagte die Alte; ich habe wenig Ansprüche mehr an die Welt; du allein dauerst mich. Aber ich glaube wirklich, du wärest leichtsinnig genug, wenn die Feen es auf deine Wahl ankommen liessen, deine Pockennarben und Leberflecken mit meinem ganzen Vermögen abzukaufen.

Man mußte nun auf große Einschränkungen denken; denn ausser dem Gute Eschenbach, dessen Ertrag nicht sehr beträchtlich war, blieb unsern

beiden Damen nichts als die alte Burg, und was etwa an Silbergeräthe, Kleinodien, vergoldeten Bokalen, alten Schaupfennigen und dergleichen, von Großmüttern und Aeltermüttern auf sie vererbt worden war. Mit allem diesem war Rosalie freilich keine reiche Erbin mehr, und der edle Ritter Alberich, der sehr lebhaften Antheil an diesem neuen Unfall nahm, mußte gestehen, daß es ein hartes Schicksal für die liebenswürdige Rosalie sey, an einem und demselben Tage Schönheit und Vermögen zu verlieren. Er ließ es indessen vor der Hand nicht an schönen Trostgründen fehlen, womit er sich aus einer alten Uebersetzung des Seneca bewaffnet hatte; und, wiewohl er sehr ernstlich auf seinen baldigen Abzug bedacht war, so hatte er doch zu viel Artigkeit und Gefühl des Schicklichen, um das Schloß, wo ihm seit einigen Tagen ein Zimmer eingeräumt worden war, auf der Stelle zu verlassen. Dieser Umstand gab ihm Gelegenheit, seinen Karakter in einem noch blendendern Lichte zu zeigen.

Der Unstern der Damen von Eschenbach hatte seinen höchsten Punkt noch nicht erreicht. In der Nacht, die auf diesen Unglückstag folgte, kam, um die Zeit da alle im ersten Schlafe lagen, Feuer im Schloß aus. Die Flamme griff schnell um sich, und die winklichte altfränkische Bauart dieser alten

Ritterburg machte die Gefahr der Bewohner um so viel größer. Der edle Alberich, des klugen Spruchs eingedenk, „Jeder ist sich selbst der nächste,“ war der erste, der — seine eigene Person in Sicherheit brachte; doch vergaß er nicht, beym Abschied den kopflos durch einander rennenden Bedienten die Rettung ihrer Gebieterinnen bestens zu empfehlen. Für das Fräulein hatte bereits eine große majestätische Frau gesorgt, die gleich anfangs, da das Feuer ausbrach, von Mehrern gesehen worden war, wie sie die widerstrebende Rosalie auf ihren Armen davontrug und sie durch die Versicherung zu beruhigen suchte, daß für die Tante bereits gesorgt sey. Dies schien indessen keineswegs der Fall zu seyn. Denn während die Hausbedienten, (wie in solchen Fällen gewöhnlich ist,) beschäftigt waren, die geringfügigsten Sachen zu retten, hatte das Feuer das Schlafzimmer der alten Dame ergriffen, die, vom Rauch halb erstickt, um Hülfe schrie, ohne daß jemand den gefährlichen Versuch wagen wollte, sie den immer näher zückenden Flammen zu entreissen.

In dieser äussersten Noth kam plötzlich ein keuchender Jüngling herbeygerannt, der sich mit Armen und Beinen durch das Gedräng Platz machte, und, in ein um sich her geschlagenes nasses Tuch gehüllt, sich in den brennenden Flügel des Schlosses

stürzte. Es war kein andrer als der bescheidene schüchterne Hulderich, der aber bey Gelegenheiten, wo die Meisten Herz und Kopf verlieren, die Besonnenheit und den Muth eines Helden zeigte. Jedermann schrie ihm zu, daß er verloren sey, und sein alter Vater, der mit Gewalt zurückgehalten werden mußte, ihm nicht zu folgen, rang die Hände in trostlosem Jammer, — als Hulderich, mit der alten ohnmächtigen Dame im Arm, so unbeschädigt aus dem Feuer zurück kam, daß auch nicht ein Haar an seinem lockichten Haupte versengt war. Im nehmlichen Augenblick erlosch das Feuer auf Einmahl von sich selber, wiewohl zu spät als daß, ausser den Schloßbewohnern, etwas anders als die dicken steinernen Mauern und einige angebrannte Balken von der ganzen Burg übrig geblieben wäre.

Die gerettete und gleichfalls völlig unversehrte Dame wurde sogleich in die benachbarte Pachterswohnung getragen, wo Rosalie mit ihren Kammerleuten und Hulderich mit seinem Vater geschäftig waren, sie zu sich selbst zu bringen, zu pflegen und zu trösten so viel in ihrem Vermögen war. Das letztere gelang ihnen um so leichter, da die alte Dame, gegen alles Erwarten, eine Standhaftigkeit und Ergebung zeigte, die den Anwesenden eben so viel Ehrfurcht als Mitleid einflößte. So-

bald sie wieder zu sich selbst kam, war ihre erste Frage, wo ist Alberich? — Vermuthlich bey gutem Wohlseyn, sagte einer der Hausbedienten; sobald er Feuer rufen hörte, warf er sich in seine Kleider, eilte in den Stall, sattelte seinen Gaul eigenhändig und sprengte in vollem Gallopp zum Thor hinaus. — Ohne sich um uns zu kümmern? rief die Dame. — Um Verzeihung, sagte ein Anderer; er empfahl uns als er fortritt sehr nachdrücklich, uns unsrer Gebieterinnen anzunehmen.

„Und wem bin ich denn meine Rettung schuldig?“ —

Hulderich, sagte Rosalie erröthend und mit Thränen im Auge, Hulderich wagte sein Leben für Sie.

Die alte Dame schlug die Augen starr zum Himmel auf, und schien auf einige Augenblicke Bewegung und Sprache verloren zu haben; sie faßte sich aber bald wieder, um sich mit sichtbarer Rührung nach ihrem Retter umzusehen, der sich in einer Ecke des Zimmers hinter Andere verborgen hielt, und von den Lobsprüchen und Danksagungen, die ihm seine That von allen Seiten zuzog, eher beschämt und gekränkt als geschmeichelt schien.

Hulderichs Vater entfernte izt, ausser Rosalien und seinem Sohn alle übrigen aus dem Gemach, warf sich dann der Frau von Eschenbach zu Füßen,

und bat sie, mit einer Herzlichkeit welche Rosalien bis zu Thränen rührte, von diesem Augenblick an alles was er besitze als Ihr Eigenthum anzusehen. Meine Voreltern und ich selbst, sagte er, haben das Meiste im Dienst Ihrer guten Vorfahren erworben; Ihnen sind wir alles schuldig, und ich fühle mich glücklich, daß ich izt im Stande bin, einen Theil unsrer alten Schuld abzutragen. — Innig gerührt von der Biederherzigkeit des wackern Alten, und von so mancherley unerwarteten Ereignissen gepreßt, beantworteten Frau von Eschenbach und ihre Nichte dieses Anerbieten, wie man von edeln Seelen erwarten kann, die von keiner falschen, zur Unzeit stolzen Scham verhindert werden, die natürliche Gleichheit zu erkennen, die zwischen edelgesinnten Menschen alle Ungleichheit der Geburt und des Standes verschwinden macht, aber unfähig sind von einem allzu großmüthigem Anerbieten Gebrauch zu machen, und ihre Bedürfnisse nach ihren Umständen zu regeln wissen.

Inzwischen fühlten sich beide Damen von dem, was sie Hulderichen schuldig waren, noch unendlich mahl mehr gerührt und beklemmt, als von dem edeln Benehmen seines Vaters. Seiner Entschlossenheit, seiner Selbstaufopferung hatte die Tante ihr Leben, Rosalie die Erhaltung ihrer zweyten Mutter zu danken. Womit konnten Sie ihm eine

solche Wohlthat vergelten? Es war unmöglich, aber gleich unmöglich unter der Bürde einer solchen Verbindlichkeit zu leben. Beide sprachen öfters hierüber mit einander, ohne zu einem Ausweg gelangen zu können.

Hulderich, sagte die Base einst zur Nichte, scheint etwas für dich zu empfinden, das er in seinem innersten Herzen verschlossen trägt.

Fast glaube ich es selbst, liebe Mutter, erwiederte Rosalie.

Wenn er von Geburt wäre — murmelte die Alte in sich hinein, als ob sie sich nicht getraute ihren Gedanken ganz auszusprechen.

Er ist zu einem Menschen gebohren wie es nicht viele geben mag, sagte Rosalie — Aber — auch ohne den Umstand worauf Sie zielen, wie könnt' ich ihn belohnen, ich die Alles verloren hat? — Wenn ich noch wäre was ich war — vielleicht — doch wozu diese Reden? Es ist nicht daran zu denken.

Und dennoch dachte sie oft genug daran, und konnte sich selbst nicht verbergen, daß Hulderich ihr alle Tage liebenswürdiger vorkam. Was ich nicht begreife, sagte sie zu sich selbst, ist, wie ein so verächtlicher Mensch als Alberich mir jemahls die Augen verblenden konnte.

Der arme Hulderich dachte noch öfter an das,

woran Rosalie nicht denken wollte, wiewohl er sein Möglichstes that, um sich solche Gedanken aus dem Sinn zu schlagen. Denn seitdem er Tag und Nacht von ihnen angefochten wurde, wagte er es immer weniger, die Augen zu Rosalien aufzuschlagen. Sie kam ihm alle Tage liebreizender vor, und er hätte nicht viel Geld dafür genommen, daß sie eine einzige Pockennarbe weniger gehabt hätte. Sie so wie Sie war sein nennen zu können, war das höchste Glück so er sich denken konnte. Aber sich einzubilden, daß es ihm jemahls erreichbar seyn könne, würde ihn nur unglücklicher gemacht haben, und er war es schon so sehr, daß, wie viel Müh' er sich auch gab heiter und ruhig auszusehen, ihm doch jedermann ansah, daß ein geheimer Wurm an seinem Herzen nagte.

Es war Zeit, daß die Dame mit dem goldnen Krönchen auf dem Kopfe sich entschloß, einen Knoten, den sie selbst hatte verwickeln helfen, wieder aufzulösen oder — zu zerhauen.

Eines Abends, da Rosalie, die alte Tante, Hulderich und sein Vater, in stummer Theilnehmung an einander, nachsinnend und traurig beysammen saßen, trat sie plötzlich, ihr schwarzes Stäbchen in der Hand, mitten unter sie und sprach: Wenn ich Jedes unter Euch mit diesem Stäbchen berühren und dadurch nöthigen wollte,

euers Herzens Gedanken laut zu denken, so würde die Last, die Euch drückt, flugs zu Boden sinken. Aber, um Euch eine kleine Schamröthe zu ersparen, nehme ich die Sache auf mich selbst. Hulderich liebt Rosalien, wie nur wenige lieben können, und hat sie um ihre Pflegemutter wohl verdient. Er liebt Sie selbst, nicht ihr Vermögen, das sie verloren hat, nicht die Lilien und Rosen ihres Gesichts, welche verschwunden sind. Ich habe ihr beides geraubt; es ist billig, indem ich sie, nach dem verschwiegenen Wunsch ihres Herzens, Hulderichen zur Belohnung gebe, daß ich ihr zugleich wiedergebe was sie durch mich verlor. Das Handelshaus, dem ihr Vermögen anvertraut war, ist nicht gefallen; das alte Schloß, das ich selbst in den Brand steckte, ist neu, und schöner als es war, wiederaufgebaut; und es soll bloß auf Hulderichen ankommen, wie viel Pockengruben seine Braut zum Andenken ihres Abenteuers behalten soll. —

Das Fräulein warf einen bittenden Blick auf Hulderich, und die Fee las in seinen Augen, daß er, Rosalien zu lieb, sich an einer einzigen genügen lassen wollte.

Wir Feen (fuhr die Feenkönigin fort) sind, wie bekannt, sonst keine Freundinnen von Mißheurathen, und sorgen immer dafür, daß die Königstöchter, die sich in Hirtenknaben, oder die

Prinzen, die sich in Gänsemädchen und Ascheprödeln verlieben, am Ende ihresgleichen in ihnen finden. Aber keine Regel ohne Ausnahme. Indessen urkunde ich hiemit zum Trost der guten Tante, daß Hulderich in gerader Linie von Vercingetorix, einem uralten Fürsten der Gallier abstammt, dessen Abkömmlinge, was bey so vielen hochstämmigen Geschlechtern schon der Fall war, mit der Länge der Zeit in Dunkelheit herabgesunken sind. Die Sorge einander glücklich zu machen und es selbst dadurch zu seyn, wird nun künftig euer eigen Werk bleiben. Ich habe gethan was einer guten Fee zukommt, thut nun das Eurige! — und das thun auch Sie, meine Gnädigen Damen und Herren, und — zischen mein Mährchen ohne Schonung aus, wenn es ihnen lange Weile gemacht haben sollte.

Die Gesellschaft war zu höflich, die liebenswürdige Erzählerin beym Worte zu nehmen. Im Gegentheil, es wurde ihr viel Schönes sowohl über ihre Art zu erzählen, als über das Mährchen selbst gesagt.

Was das letztere betrift, sagte Amanda, so muß ich gestehen, daß mein Verdienst dabey sehr gering ist, weil nur das Wenigste und gerade das Alltäglichste darin mir selbst angehört.

So viel mich meine ziemlich starke Belesenheit in diesem Fache belehrt hat, sagte der junge Herr von P., dürfte dies wohl von den meisten Erzählungen und Mährchen behauptet, und im Nothfall leicht nachgewiesen werden können. Aber diesmahl läßt mich mein Gedächtniß im Stich. Darf man fragen, wie die Quelle heißt, aus welcher Sie geschöpft haben?

„Ein Traum."

Ein Traum! — der Ihnen Selbst geträumt hat? rief Rosalinde.

„Der mir selbst, an einem schönen Morgen, vor nicht langer Zeit geträumt hat. Anfang und Ende hieng wohl nicht ganz so alltäglich darin zusammen, wie in meiner Erzählung: aber Alles, was in dieser Feerey ist, schöpfte ich aus meinem Traume, und erfand das Uebrige bloß hinzu, um ihm die Gestalt einer Sache zu geben, die sich auch ausserhalb der Feenwelt hätte zutragen können, insofern als etwas ausgemachtes angenommen wird, daß höhere Mächte sich in die Leitung der menschlichen Angelegenheiten mischen.

Die Feen haben Sie mit einer beneidenswürdigen Gabe beschenkt, liebe Amanda, sagte Rosalinde, wenn solche Träume etwas gewöhnliches bey Ihnen sind.

Gewöhnlich nun eben nicht, erwiederte Jene,

aber doch auch nicht so selten, daß nicht eine ganz artige Sammlung heraus käme, wenn ich aus jedem, der sich dazu schickte, ein eigenes Mährchen machen wollte.

Eben dies (sagte Herr M. der Filosof) beweiset den natürlichen Beruf, den Fräulein Amanda zum Mährchendichten hat. Das Mährchen ist eine Begebenheit aus dem Reich der Fantasie, der Traumwelt, dem Feenland, mit Menschen und Ereignissen aus der wirklichen verwebt, und mitten durch Hindernisse und Irrwege aller Art von feindselig entgegen wirkenden oder freundlich befördernden unsichtbaren Mächten zu einem unverhofften Ausgang geleitet. Je mehr ein Mährchen von der Art und dem Gang eines lebhaften, gaukelnden, sich in sich selbst verschlingenden, räthselhaften, aber immer die leise Ahnung eines geheimen Sinnes erweckenden Traumes in sich hat, je seltsamer in ihm Wirkungen und Ursachen, Zwecke und Mittel gegen einander zu rennen scheinen, desto vollkommener ist, in meinen Augen wenigstens, das Mährchen. Vorausgesetzt, sagte Nadine, daß, bey allem dem, soviel Wahrheit darin sey, als nöthig ist, wenn die Einbildung getäuscht, das Herz ins Spiel gezogen und der Verstand sanft eingeschläfert werden soll.

Eine Forderung, versetzte Herr M. die wir zu



allen Gattungen von Dichterey mitzubringen berechtigt sind, und dem Mährchendichter um so weniger erlassen können, da er auch hierin gewissermaßen den Traum zum Muster zu nehmen hat. Denn wie widersinnisch, unbegreiflich, ja unmöglich die Erscheinungen, die ein Traum darstellt, immerhin seyn mögen, dem Träumenden kommen sie natürlich, begreiflich und glaublich vor. Der Dichter ahmt also, nach seiner Weise, dem Traum nach, indem er nicht nur durch die zuversichtliche unbefangene Treuherzigkeit, womit er die unglaublichsten Dinge als geschehen erzählt, den Verstand des Zuhörers, wie Sich Fräulein Nadine sehr glücklich ausdruckte, einschläfert, sondern wirklich das Natürliche mit dem Unnatürlichen so fein und künstlich zu verweben weiß, daß man letzteres gleichsam unter dem Schutz des erstern unangefochten durchschlüpfen läßt. Wie sollte auch das Mährchen diesen Schutz entbehren können, da es seiner Natur nach immer an der Grenze des Ungereimten schwebt?

Die sämtlichen Glieder der erzählenden Innung dankten dem Filosofen lachend für das Kompliment im Nahmen der ganzen Brüderschaft, und so begab sich die Gesellschaft, unter mancherley Scherzen und freundlichen Neckereyen, mit gewohnter Fröhlichkeit zur Ruhe.

Die Novelle ohne Titel.

Einleitung.

Herr M., dem das Loos die Unterhaltung der Gesellschaft am vierten Abend aufgetragen hatte, erklärte sich in einem kleinen Prolog: da er weder ein Geistermährchen, noch ein Milesisches Mährchen, noch irgend eine andre Gattung von aufstellbaren Mährchen in seinem Vermögen hätte, so würden die Damen und Herren mit einer kleinen Novelle vorlieb nehmen müssen, die er ehmahls in einem alten wenig bekannten Spanischen Buche gelesen zu haben vorgab. Bey einer Novelle, sagte er, werde vorausgesetzt, daß sie sich weder im Dschinnistan der Perser, noch im Arkadien der Gräfin Pembroke, noch im Thessalien der Fräulein von Lussan, noch im Païs du Tendre der Verfasserin der Clelia, noch in einem andern idealischen oder utopischen Lande, sondern in unserer wirklichen Welt begeben habe, wo alles

natürlich und begreiflich zugeht, und die Begebenheiten zwar nicht immer alltäglich sind, aber sich doch, unter denselben Umständen, alle Tage allenthalben zutragen könnten. Es sey also von einer Novelle nicht zu erwarten, daß sie, wenn auch alles übrige gleich wäre, den Zuhörern eben denselben Grad von Anmuthung und Vergnügen gewähren könnte, den man aus glücklich gefundenen oder sinnreich erfundenen und lebhaft erzählten Mährchen zu schöpfen pflege. Von der Meinigen (setzte er hinzu) bitte ich Sie, Sich sehr wenig zu versprechen. Sie und ich werden uns beiderseits desto besser dabey befinden; ich, weil ich mir dann Hoffnung machen kann, Ihre Erwartung vielleicht zu übertreffen; Sie, weil Sie Sich nur zu Ihrem Vergnügen getäuscht finden können. Uebrigens muß ich noch sagen, daß meine Novelle sich von allen andern, so viel ich weiß, dadurch unterscheidet, daß sie keinen Titel hat. Ich habe mir alle Mühe gegeben diesen Mangel aus meinem eignen Kopfe zu ersetzen, konnte aber keinen finden, gegen den ich nicht eine Einwendung hatte, die ihn verwerflich

machte. Sie mag also, weil doch jedes Ding einen Nahmen haben muß (haben doch so viele Undinge einen!) und weil es in diesem Stück das erste in seiner Art ist, mit Ihrer Erlaubniß, die Novelle ohne Titel betitelt werden.

Und hiemit begann Herr M. seine Erzählung folgender maßen.

Die Familie Moscoso von Altariva, eine der ältesten und angesehensten in Gallizien, war auf den gewöhnlichen Wegen, worauf große Häuser mit der Zeit in Verfall zu gerathen pflegen, nach und nach so weit herabgekommen, daß die reichen aber abgenützten Geräthschaften einer alten, den Einsturz drohenden Burg, nebst der Herrlichkeit über ein paar kleine Weiler, und ein sechs Ellen langer Stammbaum, beynahe Alles waren, was Don Lope Moscoso, Graf von Altariva, der lezte Sprößling des ältern Zweiges der Familie, vom Glanz seiner Vorfahren übrig behalten hatte. Fern vom Hofe, und sogar in der Hauptstadt seiner Provinz selten gesehen, lebte er mit seiner Gemahlin Donne Pelaja in einer beynahe einsiedlerischen Abgeschiedenheit von der Welt, einzig mit der Erziehung eines Sohns und einer Tochter beschäftigt, welche, in der nehmlichen Stunde gebohren, eine so große Aehnlichkeit der Gestalt und Gesichtsbildung mit auf die Welt brachten, daß es, in der Folge, den Eltern selbst nur durch die verschiedene Kleidung des Geschlechts möglich war, sie von einander zu unterscheiden.

Durch einen Glücksfall, der, wiewohl nicht ohne Beyspiel, doch in Romanen und Komödien

häufiger als in der wirklichen Welt vorzukommen pflegt, kehrte Don Jago, der einzige Vatersbruder des Don Lope, nach einer vieljährigen Abwesenheit, mit einem in West-Indien erworbenen unermeßlichen Vermögen aus Mexico zurück, mit dem Vorsatz, dasselbe, da er ohne Leibeserben war, zu Wiederherstellung des alten Glanzes seines Hauses anzuwenden. Er kaufte alle nach und nach veräusserte Güter wieder zusammen, baute das Schloß Altariva, von Grund aus, größer und schöner auf als es je gewesen war, und, wie er sein Ende herannahen sah, machte er ein Testament, worin er seinen Brudersſohn und nach dessen Tode den jungen Manuel Moscoso, seinen Großneffen, zum einzigen Erben seines ganzen Vermögens einsetzte; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, wofern Dieser ohne Leibeserben abgienge, seine Schwester Galora mit einer beträchtlichen Summe abgefunden, die Stammgüter aber und Alles übrige dem nächsten Seiten-Verwandten zufallen sollten; einem jungen wenig bemittelten Hidalgo, Don Antonio Moscoso genannt, der damahls zu Ferrol als Fähndrich in des Königs Dienste stand, und sich wenig Hoffnung auf Don Jago's Erbschaft zu machen hatte, da das frische Wachsthum und die blühende Gesundheit des jungen Don Manuel einen so dauerhaften und

kräftigen Stammhalter versprach, als Vater und Oheim sich nur wünschen konnten.

Wie unangenehm auch diese Verfügung zu Gunsten des Seiten-Erben dem Don Lope und seiner Gemahlin war, so mußten sie sich doch darein ergeben; denn Don Jago hatte rechtsgültige Abschriften seines lezten Willens sowohl in der königlichen als erzbischöfflichen Kanzley niedergelegt, und alles war darin so klar, daß der ausgelernteste Rabulist nichts dagegen hätte aufbringen können. Indessen machte, wie gesagt, die starke und gesunde Leibesbeschaffenheit ihres Sohnes sie von dieser Seite so sicher, daß ihnen der Fall, wo das Testament zum Nachtheil ihrer Tochter Platz greifen könnte, gar nicht unter die denkbaren Dinge zu gehören schien.

Allein in den Sternen war es anders geschrieben. Bald nach dem Ableben des Oheims wurden beide Zwillinge zu gleicher Zeit mit den Pocken befallen, einer Krankheit gegen welche die damahlige Heilkunst so wenig vermochte, daß sie der Natur und dem Zufall alles überlassen mußte. Das Fieber war von der bösartigsten Beschaffenheit. Die Eltern zitterten für beider Kinder Leben; wofern aber ja eines von beiden das Opfer seyn müßte, so vereinigten sich ihre heissesten Wünsche für die Erhaltung ihres Sohnes, und wie lieb ihnen auch

die kleine Galora war, so waren sie doch bereit, mit ihrem Leben das seinige zu erkaufen.

Ihre Gelübde wurden nicht erhört. Don Manuel starb, und Galora blieb am Leben.

In den Augenblicken, da die Wage der Entscheidung noch über ihnen schwebte, gab die Verzweiflung der trostlosen Mutter einen Gedanken ein, wie wenigstens dem Vorbehalt des Testaments, (einem Uebel, das dem Verlust ihres Sohnes von ihnen gleich geschätzt wurde) ausgewichen werden könnte. Sie eröfnete das Mittel, worauf sie in der Angst ihres Herzens plötzlich verfallen war, ihrem Gemahl; der Fall war dringend, und sie hatten keine Zeit, weder der Rechtmäßigkeit noch den Folgen eines so ausserordentlichen Schrittes nachzudenken. Es war nichts geringeres, als die junge Galora dem sterbenden Bruder unvermerkt zu unterschieben, und (ausser den wenigen Personen, welche das Geheimniß nothwendig wissen und gewonnen werden mußten es ewig in ihrem Busen zu verschließen,) aller Welt glauben zu machen, daß Galora gestorben, Don Manuel hingegen ihren Gelübden zu dem Heiligen Jago von Compostell wiedergegeben worden sey. Don Lope nahm diesen Gedanken seiner Gemahlin als eine Eingebung ihres guten Engels auf, und er wurde sogleich mit der größten Besonnenheit und Vorsicht ausgeführt.

Don Manuel ward unter dem Nahmen Galora in die Familiengruft gesenkt; Galora hingegen erhielt unter dem Nahmen Don Manuel ihre Gesundheit wieder, und wurde, als der künftige Erbe und Stammhalter so erzogen, wie das Geschlecht, zu welchem sie von nun an gerechnet werden sollte, es erfoderte. Zu ihrem Glück oder Unglück (welchem von beiden wird der Erfolg entscheiden) hatte die Natur ihr alle Anlagen gegeben, die zu Beglaubigung dieses Betrugs am meisten beytragen konnten. Sie war von einer derben Leibesbeschaffenheit, stark von Knochen und Muskeln, und mehr lang als mittlerer Größe. In ihren Augen hatte sie etwas wildes und trotziges, in ihren Gebehrden und Bewegungen etwas rasches, heftiges und grazienloses. Ihre Stimme war tief und unsanft, und ihr Busen wurde nicht zum Verräther an ihr, als sie das Alter erreichte, wo er bey ihresgleichen sich nicht immer verheimlichen lassen will. Sie liebte alle starken Leibesübungen, ritt und focht mit allen Rittern der drey Orden Spaniens in die Wette, und trieb die Jagd mit Leidenschaft. Diese Uebungen machten dann auch den wesentlichsten Theil ihrer Erziehung aus; und da sie wenig Neigung zu Beschäftigungen zeigte, welche einige Anstrengung des Kopfs und eine ruhige Leibesstellung erheischen, so wurde sie von dieser Seite

um so mehr vernachläßigt, da man es der Klugheit gemäß fand, den verkappten Don Manuel, soviel möglich, nur mit solchen Personen zu umgeben, deren ungebildeter Verstand und gänzliche Abhänglichkeit von ihm sie zu Bemerkungen von einer feinern und daher gefährlichen Art unfähig machte. Uebrigens konnte Galora beynahe für einen schönen Mann gelten; sie hatte was man eine vornehme Gesichtsbildung nennt, und war bey Gelegenheiten, wo ihr Stolz aufgefodert wurde, edler und großmüthiger Handlungen fähig.

Ausser der verkleideten Galora selbst, welche natürlicher Weise in ihrer neuen Art zu seyn sorgfältig unterrichtet werden mußte, wußte Niemand um das Geheimniß als eine der Dona Pelaja gänzlich ergebene Duenna, die Tochter dieser Frau, und ein alter Kammerdiener von bewährter Treue und Klugheit. Zu mehrerer Sicherheit hatte man so große Vortheile an die Verschwiegenheit dieser drey Personen gebunden, daß sie nicht mehr Tugend dazu nöthig hatten, als ein angesessener und wohlhabender Mann braucht, um kein Straßenräuber zu seyn.

Galora spielte sich nach und nach so gut in ihre Mannsrolle ein, daß sie in ihrem ein und zwanzigsten Jahr ihres wirklichen Geschlechts sich kaum noch mehr bewußt war. Die große Behut-

samkeit, an welche sie sich hatte gewöhnen müssen, und die sie freylich keinen Augenblick vergessen durfte, war beynahe das einzige, was sie erinnerte daß sie nur eine Maske sey.

Ungefähr um diese Zeit gelangte sie durch den Tod ihrer Eltern zum Besitz des ganzen Vermögens, welches Don Jago seinem Neffen Manuel hinterlassen hatte; und da dieser Umstand eine Reise nach der Hauptstadt nothwendig machte und sie überhaupt mit Personen aus höhern Klassen, als woraus ihre gewöhnliche Gesellschaft bisher bestanden, in mancherley Verhältnisse setzte, so mußte sie bald gewahr werden, wie viel ihr fehle, um unter Männern von Stand und Erziehung eine anständige Figur zu machen. Nachdem sie mit ihrem Vertrauten, dem alten Kammerdiener, zu Rathe gegangen, wurde für das Schicklichste gehalten, wenn der junge Graf sich irgend einen unbegüterten Sennor Cavallero, der ein Mann von Erziehung, Lebensart und Weltkenntniß wäre, als eine Art von Mentor, oder (weil der junge Herr von nichts was einem Hofmeister ähnlich sah wissen wollte) unter dem Titel eines Gesellschafts-Kavaliers zu sich nähme; aus dessen Umgang er nach und nach alle die kleinen, aber unentbehrlichen Kenntnisse schöpfen könnte, deren gänzlicher Mangel an einer Person seines Standes zu auffal-

lend war, um nicht die öffentliche Aufmerksamkeit zu seinem Nachtheil rege zu machen; etwas, wovor der verkappte Graf sich mehr als irgend ein anderer zu hüten hatte.

Zufälliger Weise war um diese Zeit das Regiment, bey welchem der vorhin erwähnte Don Antonio Moscoso angestellt war, abgedankt worden, und dieser sah sich dadurch in eine so gedrängte Lage versetzt, daß er alle seine Freunde aufforderte, ihm zu irgend einem anständigen Unterkommen zu verhelfen; und so geschah es dann, durch eine Verkettung kleiner Umstände, wie in solchen Fällen gewöhnlich ist, daß besagter Don Antonio (den wir bereits als den substituirten Erben des alten Oheims kennen) zum Posten eines Gesellschafters des vorgeblichen Don Manuels vorgeschlagen wurde.

Don Antonio besaß alle Eigenschaften, die man zu dieser Stelle erfoderte, und noch eine mehr, die in der That zu viel war, aber doch kein hinlänglicher Grund zu seyn schien, sich eines sonst so anständigen Subjekts zu berauben; und diese war, daß er, ohne Uebertreibung, für den schönsten Mann in ganz Gallizien, Asturien und Biscaya gelten konnte. Er wurde also, dieses Fehlers ungeachtet, unter dem Nahmen Don Alonso Noya im Schlosse von Altariva eingeführt; ein Nahme, den er angenommen hatte, weil er die



Verheimlichung seines Geschlechtsnahmens und des Verhältnisses, worin er vermöge desselben mit dem Grafen Don Manuel stand, unter den gegenwärtigen Umständen für etwas unumgängliches hielt, denn daß er, dem Testament zu Folge, schon wirklicher Herr von Altariva sey, war etwas, wovon er sich eben so wenig träumen ließ als daß er Ansprüche an das Kaiserthum im Monde habe. Im Gegentheil, da er nicht zweifeln konnte, daß Don Manuel sich vermählen und an eh'lichen Leibeserben keinen Mangel haben würde, schlug er sich alle Gedanken an die Möglichkeit, daß der Fall, den das Testament vorhergesehen, zu seinen Gunsten sich ereignen könnte, gänzlich aus dem Sinn, und war bloß darauf bedacht, seinen neuen Patron kennen und behandeln zu lernen, und da er wenig Hoffnung sah, ihm von sonderlichem Nutzen zu seyn, sich ihm — soviel ohne allzugroße Aufopferung seiner eigenen Art zu leben möglich war — angenehm zu machen.

Das letztere glückte ihm so gut, daß er kaum einige Wochen unter die Hausgenossen von Altariva gezählt wurde, als die Duenna, die bey dem Grafen in besondern Gnaden stand, bereits gegen den alten Kammerdiener die Bemerkung machte, daß Don Alonso auf dem Wege sey erklärter Günstling zu werden, und, wofern sie nicht auf ihrer Hut

wären, sie unvermerkt auf die Seite drängen würde. In der That schien Don Manuel täglich mehr Gefallen an ihm zu finden; Alonso mußte ihn auf allen seinen Spazierritten, auf der Jagd, und überall wie sein Schatten begleiten; nichts wurde ohne seine Beystimmung vorgenommen, alles gieng zulezt durch seine Hände, kurz er war des Grafen Auge, Ohr und rechte Hand, und verwunderte sich öfters selbst darüber, da er sich eben keine große Mühe gab, sich bey ihm in Gunst zu setzen oder die wenige Uebereinstimmung ihrer Neigungen zu verbergen, welche täglich mehr zum Vorschein kam, und zu manchen kleinen Wortwechseln und Verkältungen Anlaß gab, wobey Don Manuel, seiner leicht aufbrausenden Hitze ungeachtet, den Frieden immer zuerst anbieten mußte. Wirklich war es der Graf, der zu jedermanns Verwunderung, seinem Günstling zu gefallen, sich selbst Gewalt zu thun anfieng. Er gieng seltner auf die Jagd, seitdem Alonso sich hatte merken lassen, daß er an diesem barbarischen Vergnügen, (wie er's nannte) keinen Gefallen finde. Er lernte die Guitarre spielen, um die Romanzen begleiten zu können, deren Don Alonso eine große Menge sehr schön zu singen wußte; ja es gieng endlich so weit, daß er alle Tage eine mühselige Stunde dazu verwendete sich im Lesen zu üben, und es wirklich in

kurzer Zeit so weit brachte, daß er in einer großen Folio-Ausgabe des Amadis aus Gallien ziemlich fertig buchstabieren konnte.

Alle diese und tausend andere nicht so stark in die Augen fallende, aber im Grunde noch weniger erklärbare Veränderungen, die sich an Don Manuel zeigten, würden den schönen Alonso vermuthlich in einige Verlegenheit gesetzt haben, wenn sie ihm aufgefallen wären, und würden ihm ohne Zweifel aufgefallen seyn, wenn nicht ein andrer Gegenstand im Schlosse zu Altariva sich unvermerkt seiner Aufmerksamkeit und seines Herzens bemeistert hätte. Eine Schwestertochter der Gräfin Pelaja war ihr, einige Zeit vor ihrem Tode, von ihrer sterbenden Schwester (der Wittwe des Corregidors eines kleinen Städtchens in Biscaya) vermacht worden, um sie vollends zu erziehen, und, da der Mangel an Vermögen ihr keine fröhlichere Aussicht ließ, sie je bälder je lieber in einem Kloster zu versorgen. Donna Rosa, (so nannte sich die junge Person, die sich der Freygebigkeit des Glücks so wenig zu rühmen hatte) war dafür von der guten Mutter Natur mit der reizendsten Graziengestalt, und einem Paar so schwarzen feuervollen Augen, so schönen Händen und Armen, und einem so lieblichen Busen begabt worden, als man je an einer Biscayerin gesehen hatte. Mit einer solchen Aus-

stattung fühlt ein junges Mädchen gewöhnlich keinen sehr entschiednen Beruf zum Nonnenschleier. Donna Pelaja wenigstens war dieser Meinung, und konnte sich so lange nicht entschließen ihre arme Nichte auf immer von sich zu verbannen, bis ihr, vom Tod übereilt, nichts anders übrig blieb, als sie sterbend der Fürsorge ihres vorgeblichen Sohnes Don Manuel zu empfehlen. Donna Rosa war also, da ihre Reise ins Kloster von einer Zeit zur andern aufgeschoben wurde, bisher immer im Schlosse zu Altariva geblieben, wo ihr als der nächsten Anverwandtin des Grafen mit größter Achtung begegnet wurde; zumahl da dieser, vermuthlich um den Vorwurf eines unerklärbaren Kaltsinns gegen das schöne Geschlecht von sich abzulehnen, bis um die Zeit, da Don Alonso bey dem Grafen alles zu gelten anfieng, sich in eine Art von Verhältniß gegen sie gesetzt hatte, welches sich (wie jedermann und Donna Rosa selbst zu glauben schien) über kurz oder lang für eine entschiedene Leidenschaft erklären mußte. Der schöne Alonso, der so vieles in diesem Hause veränderte, gab auch diesem Verhältniß in kurzem eine ganz andere Gestalt. Don Manuel wurde täglich kälter gegen seiner Base, und Donna Rosa zusehends wärmer gegen Don Alonso; wenigstens hätte dieser sich ohne Albernheit schmeicheln können, nicht abgewiesen zu wer-

den, wofern seine Umstände es ihm nicht zur Pflicht gemacht hätten, die Leidenschaft, die sie ihm auf den ersten Anblick eingeflößt, in seinem Innersten zu verschließen. Die Wahrheit zu sagen, so hatte Donna Rosa, ohne für den Grafen das zu fühlen was man, im eigentlichen Sinne des Worts, Liebe nennt, sich sehr klar und lebhaft vorgestellt, daß es ohne Vergleichung angenehmer seyn müßte, Gräfin Altariva zu werden, als in einem melankolischen Nonnenzwinger aus Liebe zu einem himmlischen Bräutigam ihren Leib zu kasteien und Psalter zu singen. So lange sie sich daher Hoffnung machte, daß Don Manuel eine Absicht auf sie habe, würde der schöne Ritter Don Galaor selbst nicht schön genug gewesen seyn, sie zu einer Untreue an — ihrem eigenen Vortheil zu verleiten. Aber von dem Augenblick an, da sie an seiner Gleichgültigkeit gegen sie nicht länger zweifeln konnte, fand sie keinen Grund mehr, dem Hang ihres Herzens zu widerstehen, und Alonso hätte blinder als Amor selbst seyn müssen, wenn er nicht in ihren großen Gazellenaugen gelesen hätte, was sie ihm, vermuthlich aus der nehmlichen Ursache, die ihn selbst zum Schweigen verurtheilten, auf jede andre Weise sorgfältig zu verbergen suchte.

Indessen schien ihr das Benehmen des Grafen Manuel täglich unbegreiflicher. Sie beobachtete ihn

daher immer schärfer, und die Sache wurde ihr um so verdächtiger, da sie zu bemerken glaubte, daß sie selbst von dem Grafen eben so scharf und argwöhnisch beobachtet werde. Eine Nebenbulerin wittert die andre, wenn ich so sagen darf, durch eine siebenfache Verkleidung, und Don Manuel verrieth sein Geheimniß unwissender Weise alle Augenblicke. Er heftete bald so zärtliche, bald so finstre und feindselige Blicke auf den schönen Alonso! — seine Stimme wurde zuweilen so ungewöhnlich sanft — oft war es als ob irgend etwas Unnennbares in seinem Busen arbeite — Donna Rosa hatte sogar einsmahls ein paar mit Mühe zurückgehaltne Thränen in seinen trübfunkelnden Augen schwimmen sehen. Ganz gewiß, sagte sie zu sich selbst, hierunter liegt ein seltsames Geheimniß — Don Manuel ist ein — Mädchen! — Und von dem Augenblick an ruhte die schöne Biscayerin nicht, bis sie ihr Gewissen von aller Gefahr, ihm hierin Unrecht zu thun, gänzlich erleichtert hatte.

Welch eine Entdeckung! Aber wo den Schlüssel zu diesem Räthsel, hernehmen? — War Alonso in das Geheimniß verwickelt? — Sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit und glaubte augenscheinlich zu sehen, daß die Leidenschaft des verkappten Don Manuels einseitig, und Alonso nicht weniger darüber betroffen sey als sie selbst. Was sollte sie auch

wenn sie einverstanden waren, bewogen haben, eine so widersinnische Rolle zusammen zu spielen? Die Unmöglichkeit sich Licht hierüber zu verschaffen, wurde ihr täglich peinlicher; denn im Schloß war niemand, dem sie sich hätte vertrauen dürfen. Wie gern hätte sie ihre Entdeckungen dem Alonso mitgetheilt! Aber, wofern ihm (wie alles sie glauben machte) Don Manuels wahres Geschlecht noch unbekannt war, wär' es nicht unvorsichtig von ihr gewesen, ihm eine Nebenbulerin zu entdecken? Wie sehr ihr auch die Eigenliebe dafür gut sagte, daß sie von den stieren Junonsaugen und der Adlernase des unächten Don Manuels nichts zu besorgen habe, so glaubte sie doch immer wieder eine andre Stimme in ihrem Busen zu hören, die ihr zuflüsterte, daß der Eitelkeit und den Launen der Männer nicht zu trauen sey. Genug, sie wagte es nicht zu reden, und wußte doch auch nicht, wie sie ein Geheimniß länger zurückhalten sollte, das ihr zuweilen die Brust zu zersprengen drohte.

Alonsos Lage zwischen Don Manuel und Donna Rosa war nicht viel weniger peinlich. Was wollte ihm Jener? Wie sollte er sich das widersinnische, leidenschaftliche Betragen des Grafen erklären? Aber du, sagte er zu sich selbst, was willst Du? Was soll aus deiner Liebe zu Donna Rosa werden? Wenn du auch, wie es scheint, wieder

geliebt wirst, was bleibt uns zuletzt, als dir eine Karmeliterkutte, und Ihr der Schleier?

Indessen war doch die Lage der armen Donna Galora, die mit Amors giftigstem Pfeil im Busen noch immer den Don Manuel spielen mußte, bey weitem die peinvollste. Heftig in allen ihren Neigungen, gewohnt immer ihren Willen zu haben, stolz und trotzig bey jedem Widerstand, mußte sie jetzt beidem, ihrem angebohrnen und ihrem angenommenen Karakter, eine Gewalt anthun lernen, wozu sie, sobald sie sich mit Don Alonso allein sah, keine Kraft in sich fühlte. Wie oft hätte sie sich in eine Löwin verwandeln mögen, um den Menschen in Stücken zu zerreissen, der sie eine in ihren eigenen Augen so schmähliche Rolle zu spielen nöthigte! Oft verwünschte sie die Stunde, da ihre Eltern aus unverständiger Liebe ihr diese unnatürliche Rolle aufgezwungen. Was für einen Ausgang konnten sie davon erwarten? — „Aber steht es denn nicht bloß bey dir, sagte sie sich endlich selbst, diese verhaßten Kleider, und mit ihnen diese ganze unselige Erbschaft von dir zu werfen, um glücklich zu seyn? — Glücklich zu seyn? — Wahnsinnige! Liebt er dich denn? Ist nicht diese Bettlerin zwischen Ihm und dir, die alle ihre bulerischen Künste aufbietet, ihn zu umspinnen und zu verstricken? — Und wenn er mich auch kennte, mich

auch liebte, was würden die Folgen der Entdeckung meines Geheimnisses seyn? Unmöglich könnt es der Welt länger verborgen bleiben, wenn es Ihm bekannt wäre. Oder was kann ich von ihm verlangen? von ihm erwarten?"

Diese und ähnliche Gedanken, womit sie sich ohne Ruhe bey Tag und ohne Schlaf bey Nacht herumtrieb, brachten sie bald der Verzweiflung bald dem Wahnsinn nahe. Bald wollte sie die arme Rosa auf der Stelle ins Kloster schicken, bald Don Alonso aus dem Schlosse jagen, bald beiden, und dann sich selbst einen Dolch ins Herz stoßen. Aber sobald sie einen von diesen wüthenden Gedanken ausführen wollte, fühlte sie sich ohne Muth, und eine klägliche Erschlaffung war gewöhnlich das Ende solcher leidenschaftlicher Selbstgespräche.

Die Noth zwang sie endlich, sich der alten Duenna zu entdecken, welche lange vergebens um sie herum geschlichen war, um sie zum Geständniß dessen zu bringen, was für die Alte schon lange aufgehört hatte ein Geheimniß zu seyn. Natürlicher Weise verschaffte dies Galoren eine augenblickliche Erleichterung; aber von den Mitteln, welche die Duenna vorschlug, mußte bey genauerer Ueberlegung eines nach dem andern verworfen werden. Nach verschiedenen fruchtlos abgelaufenen Berathungen, brachte es die Alte endlich dahin, daß der

verkappte Don Manuel sich zu einem Versuch bequemte, den Jene für den lezten Rath erklärte, den sie in ihrem Gehirn aufzutreiben wisse. Galora sollte nehmlich Alonso'n das ganze Geheimniß ihrer Unterschiebung an die Stelle ihres verstorbenen Bruders entdecken, und ihm dann den Vorschlag einer heimlichen Ehverbindung thun, wobey von beiden Theilen nichts gewagt würde, da das Geheimniß im Busen weniger, von ihrem eigenen Vortheil zur Verschwiegenheit genöthigter Personen vergraben liegen, und also der Welt ewig verborgen bleiben würde. Sie sollte ihm zugleich mit ihrer Person alle Gewalt, die er nur immer wünschen könnte, über ihr Vermögen einräumen; und, wenn auch nicht die Liebe, so müßte doch ein alle seine Erwartungen so weit übersteigendes Glück ihn nöthigen, ihre Hand mit unbegrenzter Dankbarkeit anzunehmen. Die Dauer versprach, diesen Antrag, der ihrer Meinung nach unmöglich abgewiesen werden könnte, in eigner Person an Don Alonso zu bringen, und die Ausführung sollte nicht länger als bis zum folgenden Morgen verschoben werden. Donna Galora schien sich mit diesem Vorschlag zu beruhigen. Aber kaum sah sie sich allein, so faßte sie plötzlich, wie durch Eingebung ihres guten oder bösen Dämons, die Entschließung, anstatt sich in einer Sache von dieser Natur einer

fremden Person anzuvertrauen, Alles noch in dieser nehmlichen Nacht durch sich selbst auszuführen.

Sogleich ließ der vermeinte Graf das Kammermädchen der Donna Rosa zu sich rufen, und nachdem er einen feierlichen Schwur der Verschwiegenheit von ihr genommen, befahl er ihr, sobald Donna Rosa eingeschlafen seyn würde, ihm einen vollständigen weissen Anzug aus ihrer Kleiderkammer zu verschaffen. Er habe im Sinn sagte er, sich einen Spaß mit Don Alonso zu machen, und ihn in der Mitternachtsstunde in weiblicher Gestalt, als der Geist einer ehmahls von ihm geliebten Dame, zu überraschen. Das Mädchen, von einer Handvoll Gold noch williger gemacht, vollzog den Auftrag aufs pünktlichste, brachte das Befohlne und vermittelst ihres Dienstes stand Donna Galora, noch vor Mitternacht in dem vollständigen Anzug ihres eignen Geschlechts da. Sie entließ nun das Mädchen, trat vor einen großen Spiegel, und betrachtete sich selbst mit einem seltsamen Gemisch von Erstaunen und Grauen; und als ob auf Einmahl, mit dem Kostüm ihres Geschlechts, das ganze stolze Gefühl der weiblichen Würde in sie gefahren wäre, ergriff sie, von neuen ihr selbst fremden Gedanken und Vorsätzen getrieben, einen Leuchter mit brennender Kerze, öfnete ihre Thür, und ging mit großen feierlichen Schritten gerade auf das Zimmer Don Alonso's zu.

Indem sie hineintrat, fuhr der bereits eingeschlafne Alonso in seinem Bette auf, und erschrack nicht wenig, da er zu einer so ungewöhnlichen Zeit die weisse weibliche Gestalt mit dem Wachslicht in der Hand auf sich zukommen sah. Sein Entsetzen vermehrte sich, als er, wie sie näher heran kam, die Züge des Grafen in ihrem Gesicht zu sehen glaubte. Fassen Sie sich, Don Alonso, sagte sie; Ihre Augen täuschen Sie nicht — ich bin Don Manuel — aber Don Manuel ist nicht was er bisher geschienen: er ist — was ich wirklich bin — ein Weib!

Ein Weib? rief Alonso ausser sich vor Bestürzung —

Hören Sie mich ruhig an, Alonso, sagte Galora, indem sie das Licht auf ein Tischchen sezte, und sich selbst in einen Lehnstuhl, Alonso gegen über, niederließ; ich habe Ihnen eine große Entdeckung zu thun, und ein großes Unrecht gut zu machen. Ort und Zeit sind unschicklich; aber eine Gewalt, die mir selbst fremd ist, treibt mich unwiderstehlich; ich muß thun was ich izt thun will, und die Sache leidet keinen Aufschub, denn wir sehen uns zum lezten Mahl.

Alonso, dessen Erstaunen immer höher stieg, wollte Sie hier unterbrechen; aber sie befahl ihm in ihrem gewohnten herrischen Ton, sie anzuhören

und zu schweigen. Und nun fieng sie an, ihm Alles zu entdecken, was uns bereits bekannt ist, die Erbschaft, das Testament, den Tod ihres einzigen Bruders, und wie die Verzweiflung über den Verlust eines so großen Vermögens ihre Eltern zu der unüberlegten Maßnehmung gezwungen, ihre einzige Tochter Galora dem sterbenden Bruder unterzuschieben, und wie es ihnen gelungen, den Betrug so glücklich vor aller Welt zu verbergen, daß der rechtmäßige Erbe bis auf diese Stunde keinen Argwohn schöpfe. Es kommt mir nicht zu, fuhr sie fort, meine Eltern eines Verbrechens anzuklagen, das sie bloß aus Liebe zu mir begangen haben. Sie wollten mein Glück, als sie mich, aus einem fatalen Irrthum, zu einem unnatürlichen Wesen umschufen. Die Gerechtigkeit des Himmels hat es anders verfügt. Sie, Don Alonso, mußten zu Altariva erscheinen und — die Natur rächte sich durch Sie auf eine grausame Art an dem thörichten Geschöpf, das ihr Trotz geboten hatte. Eine unglückliche Leidenschaft überwältigte meine bisher behauptete Unempfindlichkeit. Ich habe lange mit ihr gerungen; aber sie ist eben so unbezwingbar als Hoffnunglos. Das Leben ist mir verhaßt, und die unwürdige Rolle, die ich gespielt habe, unerträglich. Morgendes Tages verbirgt mich ein Kloster auf ewig vor den Augen der Welt. Ich über-

lasse dem rechtmäßigen Erben was ihm gebührt, und Sie, Don Alonso, sagte sie mit sinkender Stimme, indem sie einen Ring von hohem Werth vom Finger zog, nehmen Sie dieses Andenken an eine Unglückliche an, die zu tief fühlt daß sie Ihrer unwürdig ist, als daß sie den geringsten Anspruch an Gegenliebe zu machen fähig wäre.

Hier schwieg Galora, indeß in Don Alonso plötzlich eine Verwandlung vorgieng, die ihm selbst noch vor wenig Minuten unmöglich geschienen hätte. Wir sind wunderliche Geschöpfe, wir Männer, und ich zweifle sehr, ob einer von uns dafür stehen könnte, daß ihm in einer ähnlichen Lage nicht dasselbe begegnen könnte. Wie viele zugleich auf sein Gemüth und seine Sinnen eindringende Vorstellungen und Gefühle vereinigten sich, ihn gerade auf der schwächsten Seite des Mannes anzufallen! — Die überraschende Umgestaltung des Grafen Don Manuel in eine junge Dame, welche zwar an Schönheit und Anmuth mit Donna Rosa nicht zu vergleichen war, aber, was ihr von dieser Seite fehlte, durch eine seiner Eitelkeit unendlich schmeichelnde Leidenschaft ersetzte, eine Leidenschaft, an deren Wahrheit und Stärke die Größe des Opfers, so sie ihr zu bringen bereit war, keinen Augenblick zweifeln ließ — Der wunderbare Zauber, womit ein Weib, das

wir für uns leiden sehen, sich plötzlich in unsern Augen verschönert — der Umstand des Orts und der Zeit, der (ich gesteh' es im Nahmen aller Männer mit Erröthen) uns schon die bloße Nähe eines weiblichen Wesens gefährlich macht — zu allem diesem noch das ihm so neue Gefühl, daß es in seiner Macht stehe, die stolze Galora durch das Opfer, womit er das ihrige erwiedern wollte, an Großherzigkeit noch zu übertreffen — Alle diese Gedanken und Gefühle, die auf einmahl mit Blitzes Geschwindigkeit in seiner Seele aufloderten, drangen ihm plötzlich eine rasche Entschließung ab, welche drey Minuten kühler Ueberlegung in der Geburt erstickt haben würden.

Hören Sie, sprach er als sie zu reden aufgehört hatte, hören Sie nun auch mich, Donna Galora, und bewundern Sie mit mir, auf welchen sonderbaren Wegen das Schicksal unsre Vereinigung zu wirken gewußt hat. Auch ich bin nicht was ich Ihnen scheine; der Nahme, unter welchem Sie mich kennen, ist ein angenommener; mein wahrer Nahme ist Antonio Moscoso — ich bin dieser im Testament Ihres Großoheims Ihrem Bruder substituirte Erbe —

Was hör' ich? Ists möglich? rief Galora, vor Bestürzung zusammenfahrend und aller ihrer Stärke

benöthigt, um sich in ihrem Lehnstuhl aufrecht und bey Besonnenheit zu erhalten.

Daß ich, fuhr er fort, Antonio Moscoso bin, soll Ihnen und allen, denen daran liegt, sehr leicht bis zur völligsten Ueberzeugung gewiß gemacht werden. Und daß ich es bin, ist mir in diesem Augenblick nur darum lieb, weil es mich in den Stand setzt, Sie durch einen rechtsgültigen Titel im Besitz der Güter Ihres Oheims zu bestättigen. Wie könnt' ich unempfindlich gegen eine so großmüthige Liebe seyn? Nein, Donna Galora, rief er, indem er ihre Hand ergriff und an seine Lippen drückte — ich liebe Sie, ich widme Ihnen mein Leben, und es ist in Ihrer Gewalt, mich in diesem Augenblick zum glücklichsten aller —

Halten Sie ein, fiel ihm Donna Galora in die Rede; ich bin durch der Meinigen und meine eigne Schuld unglücklich; aber verächtlich — in meinen eignen Augen, und unfehlbar auch in den Ihrigen, sollen Sie mich nicht sehen! — Ich lasse mir selbst Gerechtigkeit wiederfahren, Don Antonio. Sie können mich nicht lieben; ich weiß zu gut, daß ich nicht gemacht bin mit Donna Rosa um Ihr Herz zu kämpfen. Ich weiß daß ich nicht liebenswürdig bin. Die Gewohnheit von früher Jugend an mein Geschlecht zu verläugnen, hat mir jede seiner Reitzungen geraubt. Die Gewalt,

die meine Natur erlitten hat, ist nie wieder gut zu machen. Die unglückliche Fertigkeit den Mann zu spielen, würde mich nie verlassen. Ich bin für alle zarten weiblichen Verhältnisse und Gefühle unwiederbringlich verloren. Ich würde Sie unglücklich machen, Don Antonio, und mich selbst dafür verabscheuen, daß es nicht in meinem Vermögen stünde anders zu werden. Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal!

Nein, edelmüthige Galora, erwiederte Don Antonio, der indessen wieder zur Besinnung gekommen war, und, durch stille Vergleichung der unweiblichen Galora mit der zauberischen Rosa mächtig abgekühlt, es jener in seinem Herzen Dank wußte, daß sie ihn ausschlug — Nein, Donna Galora, Sie sollen wenigstens eine Erbschaft mit mir theilen, woran die Natur und die Gesetze Ihnen ein näheres Recht gegeben haben als mir — Sie sollen — meine Schwester seyn, wollte er hinzusetzen, aber die ungestüme Galora ließ ihn nicht zum Worte kommen. Nichts von ihrer Großmuth, rief sie mit einer Heftigkeit, die zu allem Ueberfluß noch einen Strohm kalten Wassers auf Antonio's schon verloderte Flamme goß; da ich die Ihrige nicht seyn kann, will ich auch von Ihrem Vermögen nichts. Die Summe, die das Testament mir versichert, ist für meine Bedürfnisse mehr als hin-

reichend. Leben Sie wohl, Don Alonso — oder Antonio! Wenn wir uns je wieder sehen, so wird es im Sprachzimmer der Karmeliterinnen zu San Jago de Compostella seyn.

Hiemit stand sie auf, kehrte, ohne noch einen Blick auf Don Antonio zu werfen, in ihr Zimmer zurück, rief der erstaunten Duenna, sagte ihr was sie gethan hatte, befahl ihr mit dem frühesten Morgen einen Reisewagen bereit zu halten, und fuhr mit ihr und ihrer Tochter nach dem selbst erwählten Ort ihrer künftigen Bestimmung ab — mit Hinterlassung eines Blats für Donna Rosa, worin sie ihr und den sämmtlichen Bewohnern von Altariva in wenig Worten so viel Licht über diese seltsame Katastrofe gab, als für den ersten Augenblick nöthig war.

Nachdem in der Folge alles seine rechtsbeständige Aufklärung erhalten hatte, nahm Don Antonio Besitz von der Erbschaft; und da weder die Augen, noch das Herz, noch die Eitelkeit der schönen Rosa die geringste Einwendung gegen seine Liebe zu machen hatten, so endigte sich diese Novelle ohne Zweifel wie sich alle Komödien und beynahe alle Novellen endigen; die wenigen abgerechnet, die ein tragisches Ende nehmen — was, wie Sie sehen, auch hier gar leicht der Fall hätte seyn können, wenn ich hartherzig genug gewesen wäre,

Sie insgesammt, zur Belohnung Ihrer Geduld, mit der Anwartschaft auf gräßliche Träume zu Bette zu schicken.

Ich für meinen Theil erkenne mich Ihnen sehr dafür verpflichtet, daß Sie es nicht gethan haben, sagte Amande. Ich gestehe daß ich lieber gar nichts hören und lesen mag, als solche peinvolle, herzzerreissende und Schlafstörende Martergeschichten, wie z. B. die tragischen Novellen von Herrn Darnaud de Baculard und seinesgleichen, wie beredt, empfindsam und herzbrechend sie auch immer geschrieben seyn mögen. Ich liebe einen ruhigen Schlaf und leichte Träume, und wenn ein Dichter mir ja Thränen ablocken will, so sollen es süße, nicht blutige Thränen seyn.

Ich halte es mit Ihnen, liebe Amande, sagte Nadine; auch sehe ich nicht, wie Herr M. seiner Novelle, ohne ihr Gewalt anzuthun, einen tragischen Ausgang hätte geben können.

Fordern Sie mich nicht heraus, gnädiges Fräulein, sagte Herr M., oder ich spiele Ihnen irgend eine Intrigue hinein, wodurch ich Donna Rosa nöthige, dem schönen Alonso einen geheimen nächtlichen Besuch zu machen, — etwa um ihm zu entdecken, daß ein Anschlag geschmiedet ist, sie morgen früh mit Gewalt ins Kloster abzuführen, welchen Falls es denn ganz natürlich ist, daß sie

(in der Voraussetzung daß das Glück ihres Lebens ihm nicht ganz gleichgültig sey), ihn, der zu Altariva Alles vermag, um seinen Schutz anruft. So wie die Sachen zwischen Alonso und Rosa stehen, kann er dann weniger nicht thun, als ihr zu Füßen zu fallen und ihr eine so feurige Liebeserklärung zu thun, als von einem verliebten Spanier, der seine Flamme schon so lange in seinem Busen verschlossen herumgetragen hatte, zu erwarten ist. Zum Unglück stürmt in diesem Augenblick Donna Galora, mit der Kerze in der einen und einem scharfgeschliffenen Dolch in der andern Hand herein, in der Absicht ihren Unempfindlichen zur Liebe zu bewegen, oder sich vor seinen Augen zu ermorden. Don Alonso zu Rosens Füßen treibt sie zur Raserey; Sie springt mit funkelnden Augen auf das arme Mädchen zu, und stößt ihr den Dolch in die Brust. Alonso, ausser sich vor Entsetzen, Wuth und Verzweiflung, will ihr den Dolch aus der Hand reissen; sie ringen mit einander; Alonso wird tödtlich verwundet, und stürzt, sein Leben in Strömen siedenden Blutes ausfluthend, über Rosens Leichnam her. Galora kniet neben ihm nieder, hält eine Rede in terze rime oder in Assonanzen auf U, wobey ihr selbst die Haare zu Berge stehen, ersticht sich, und vollendet, indem sie auf Don Alonso hinsinkt, eine der schönsten tragischen Grup-

pen, die man je mit Augen gesehen hat. Alles das, mit recht grellen Farben und derben Pinselstrichen gehörig ausgemahlt, und, wie es heut zu Tag die Mode ist, auf die höchste Spitze des Schrecklichen und Unsinnigen getrieben, — meinen Sie nicht, daß meine Novelle neben den allergräßlichsten sich mit Ehren sehen lassen dürfte?

Die Damen hielten sich lachend Augen und Ohren zu, um von den grausamen Spektakel nichts zu sehen noch zu hören.

Aber der junge von P. wollte Herrn M. so leicht nicht durchwischen lassen. Scherz bey Seite, sagte er, ich denke nicht, daß es so ganz allein auf die Willkühr eines Novellenmachers ankomme, ob er der Geschichte einen glücklichen oder unglücklichen, erwünschten oder jammervollen Ausgang geben will. Die Anlage zum einen oder andern muß doch wohl bereits im Stück selbst liegen, und, mit Horaz zu reden, der Weinkrug, den der Töpfer drehen wollte, muß, wenn das Rad ausgelaufen ist, keinem Milchtopf ähnlich sehen. Es könnte also allerdings noch die Frage seyn, ob es nicht desto besser gewesen wäre, wenn die Novelle des Hrn. M. ein tragisches Ende genommen hätte?

Wie so, fragte Nadine.

Ich, zum Exempel, versetzte Herr v. P., finde nicht, daß Galora ihrem stolzen, selbstsüchtigen

und heftigen Karakter sehr gemäß handelt, wenn sie die theuer erkauften Früchte so mancher zwangvoller Jahre und einer so mühsamen Verläugnung dessen wozu die Natur sie gemacht hatte, auf einmahl aufgiebt, und wie ein liebesieches Mädchen in ein Kloster geht, um den Mann, den sie liebt, ohne Kampf einer Nebenbulerin zu überlassen, die in ihrer Gewalt ist und die sie sich alle Augenblicke vom Halse schaffen kann. Ein so zahmes mattherziges Benehmen ist nicht in der Sinnesart eines solchen Mannweibes, wie uns Galora beschrieben wurde. Sie mußte sich nicht (wie man uns sagte) daran begnügen den dreyfachen Mord *in Gedanken* zu begehen; sie mußte es wirklich aufs äusserste ankommen lassen. Auch wollte ich wetten, wenn wir die Wahrheit sagen wollten, wir würden alle gestehen müssen, daß wir auf einen tragischen Ausgang *gefaßt* waren, und uns, durch die unvermuthete Entmannung der armen Galora und die glücklichen Aussichten der schönen Biscayerin am Ende des Stücks, in unsrer Erwartung sehr getäuscht fanden.

Wollen Sie mir erlauben, Herr M., sagte Rosalinde mit einem schalkhaften Blick auf Herrn von P., daß ich Ihre Rechtfertigung gegen diesen schwer zu vergnügenden Kunstrichter auf mich nehme, der sich beklagt daß die Braut zu schön ist,

und, statt Ihnen für eine friedliche und schiedliche Entwicklung Dank zu wissen, lieber sähe, wenn sich der Handel mit Mord und Todschlag endigte?

Sie sind sehr gütig, schöne Rosalinde, antwortete Hr. M. Ich habe eine so große Meinung von Ihrer Gerechtigkeitsliebe, daß ich kein Bedenken trage, meine Sache sogar gegen Herrn von P. in Ihre Hände zu stellen.

Woher wissen Sie also, mein Herr von P. (sagte Rosalinde, indem Sie Sich mit einer drolligten Sachwaltersmiene an den leztern wandte) daß Galora ein so grimmiges blutdurstiges, Kannibalisches Geschöpf ist, als Sie aus ihr machen wollen? Ich gestehe, sie ist stolz, eigenwillig, rasch und zu heftigen Ausbrüchen geneigt; aber sagte man uns nicht auch gleich anfangs, daß sie, wenn ihr Stolz aufgefodert wurde, edel und großherzig zu handeln fähig gewesen sey? Und gerade eine solche sehr starke Aufforderung war es, was sie zu dem ausserordentlichen Schritte, den sie thut, nöthigte. Ihre Liebe zu Alonso war hoffnungslos; darüber sich selbst zu täuschen, war unmöglich. Durch ein gewaltthätiges Verfahren gegen die reizende und geliebte Donna Rosa würde sie nichts gewonnen, aber wohl den Kaltsinn Alonso's gegen sich in Wuth und Rachgier verwandelt haben. Im Grunde war die Rolle, so sie bisher gespielt hatte

unnatürlich, und es war immer zu erwarten, daß der Augenblick endlich kommen müsse, wo die gewaltsam ausbrechende Natur sich mit ihrer ganzen Stärke gegen einen nicht länger erträglichen Zwang empören würde. Was konnte diesen Augenblik schicklicher herbeyführen, als eine hoffnungslose Leidenschaft? Ich, meines Orts, finde nichts natürlicher, als daß, so wie Galora sich selbst in weiblicher Kleidung im Spiegel erblickt, auch auf einmahl das Gefühl — und mit diesem der Stolz ihres Geschlechts in ihr auflodert; ein Stolz, der es verschmäht, mit Gefahr abgewiesen zu werden, um Gegenliebe zu betteln; und der Schritt, den sie gegen Alonso thut, und wie sie ihn thut, und der wohl motivirte Troz, womit sie seinen verdächtigen Liebesantrag abweist, und die Entschlossenheit, womit sie sich in den einzigen Ausweg wirft, den ihre Lage ihr übrig läßt, — das ist es gerade, was mich mit ihr aussöhnt, und dieser Novelle die Einheit und Ganzheit in meinen Augen giebt, die (wie ich immer sagen hörte und noch lieber meinem eignen Gefühl glauben mag) die wesentlichste Vollkommenheit eines ächten Kunstwerks ist.

Sie haben sich wohl gehalten, Rosalinde, sagte Herr von P. und unser Freund M. hat alle Ursache mit seiner Sachwalterin zufrieden zu seyn.

Nicht als ob ich nicht noch einige Pfeile zu verschießen hätte, wenn es nicht Zeit wäre zu thun wie die andern, und uns die Ruhe, die uns Hr. M. so menschenfreundlich gegönnt hat, zu Nütze zu machen.

Auf alle Fälle, sagte Nadine, wird sich Herr M. an dem Danke der Damen, und an der Billigung seines eigenen Herzens genügen lassen können. Das Verdienst, drey Menschenleben, die das Glück des Kiels (mit Tristram Shandy zu reden) in seine Hände gegeben, gerettet zu haben, ist — wenn es auch von den Kunstrichtern nicht mit dem Dichterkranz gekrönt werden sollte — wenigstens eine Bürgerkrone werth — und die soll ihm, riefen Rosalinde und Amande, von uns allen morgen früh aus den frischesten Kastanienblättern geflochten werden!

II.

Cäyx und Halcyone.

Von

H. J. edl. v. Collin.



Lycas.

Sieh, schon winket durch Nebelflor die hehre Selene,
Und auf wogendem Meer, spiegelt ihr silberner Schein.
Tröstet mich doch ihr freundliches Licht, wie dein Auge Theone,
Wenn auf den Müden herab, du voll Zärtlichkeit siehst.
Komm' ich leer an Beute zurück vom einsamen Fischfang,
Nagt mir dann Unmuth am Herz, deiner gedenkend mein Weib,
Wie du mit mir in Dürftigkeit lebst, aus inniger Liebe; —
Sieh da hüpfest du schon weithergrüßend mir zu.
Trauernd ruf' ich auf: „Ich bringe dir nichts in die Hütte!
„Doch ein liebendes Herz“ ist dein freundliches Wort.
Und ich fasse mir Muth in dein Auge zu schauen Theone:
Lächelnd strahlet dein Blick — leichter athmet die Brust.
— Halte das Ruder mir an! — ich will die trügenden Reusen —
Sey mir gnädig Neptun! — tauchen in lebende Fluth.
Wahrlich du hast mit Kunst Geliebte die Weiden geflochten,
Schön sie mit Schilfe bekränzt, zart die Farben gewählt.
Nur nach Nützlichem strebet der Mann — es ruhet das Weib nicht,
Bis sie das Nützliche sich, auch zum Zierlichen schafft,
So verstärkt den kurzen Genuß des flüchtigen Lebens, —
— Laß das Ruder mir nun — denn wir stoßen vom Land.
Schmiege dich fester an mich; ey wie? du zitterst Theone?
Hab ich doch nicht umsonst vor der Farth dich gewarnt:
„Höre, nicht leicht verträgt ein Weib den schauernden Nachtfrost,
Doch mich hörtest du nicht, hörtest die Liebe nur an.

Ja nun schwindet sie hin die kleine tråuliche Hütte,
Wo sich auf duftendem Schilf, uns ein Lager erhöht.
Weiter noch dring ich hinter in die hohe heilige Meerfluth —
Ha was zuckest du mir, nun so plötzlich im Arm?
Sehe die Heldin! du fürchtest doch nicht die freundliche Welle,
Die mit leisem Geräusch, unseren Nachen begrüßt?
Nimmer hat es Gefahr! ich sah die heiligen Vögel,
Halcyones Geschlecht, rudern auf ebener Fluth.
Aeolus zähme der Stürme Wuth in der Felsenhöhle,
Wann das ehliche Fest, Halcyone begeht.
Singen wir nun den Wechselgesang von den liebenden Vögeln,
Singen erleichtert die Brust, Singen löset die Furcht.
Blässer leuchtet der Mond, und stärker rauschen die Wogen,
Schauerlich tönt der Gesang durch die finstere Nacht.

* * *

Halcyone was weilst du
Hier am steilen Meerfeld?
Flammende Blitze
Zischen vom Himmel,
Rollendem Donner
Zittert die Erde,
Meeresfluth
Erhebt sich, —
Höher und höher —
Verschlingt dich!
Halcyone was willst du
Hier am steilen Meerfeld?

Theone.

O du Treuer was suchest du
Hier am steilen Meerfeld?

Mir sind die Blitze
Leuchtende Fackeln,
Brüllende Donner
Mir sind sie Bothen,
Meeresfluth
Erhob sich, —
Höher und höher —
Verschlang ihn!
Wehe! wehe! was steh' ich
Noch am steilen Meerfeld?

Lycas.

Wehe! wehe! was stehst du
Hier an brandender Fluth?
Stürme — sie wehen
Wild dir im Haar,
Fluthend erhebt sich,
Tobend die Brust,
Fürchterlich rollst du,
Schrecklich dein Auge
Sage! was sinnst du?
Sag' es Gebiethrin!

Theone.

Schande! Schande! was steh' ich
Noch an brandender Fluth?
Stürme — sie schleudern
Cäyr in's Meer,
Flehend erhebt er
Ringend die Arme,
Sterbend schon wälzt sich
Brechend sein Auge,
Cäyr! was weil ich?
Cäyr! ich folge!

Lycas.

Halte! Halte! was träumst du?
Gieße den Göttern nur Trank!
Und sie führen
An deine Brust
Ihn bald zurück!
Zurück! Zurück!

Theone.

Laß mich! Laß mich! was träumst du?
Goß ich den Göttern nicht Trank?
Und sie rissen
Von meiner Brust
Ihn tief hinab!
Hinab! Hinab!

Lycas.

Wahrlich es kehret dein Cäyr
Bald vom Gotte zurück!
Ihm glüht vor Sehnsucht
Das treue Herz,
Wohl pocht es bange,
Um dich sich quälend,
Und glüht!
Und pocht!
Schlägt ja nimmermehr ruhig,
Bis er endlich dich sieht.

Theone.

Wahrlich! wahrlich der Treue
Kam zum Lager zurück.
So leisen Schrittes —
Die Lippe bleich —
Und hohl sein Auge —
Sein Haar ist naß!

Es trieft!!
Warum!!
Siehst du? Siehst du? er zeiget
Auf sein triefendes Haar.

Lycas.

Halcyone dich trügte
Täuschend verähnlicht,
Luftig, vergänglich
Ein Traumgesicht.

Theone.

Stille! Sklave nur stille!
Traurig erhebt sich
Schwebend der Schatte,
Und winket — winkt.

Lycas.

Halte! Wehe! was willst du?
O mich tödtet die Angst!
Helfet mächtige Götter! — — —
Kehret dein Cäyr zurück:
Halcyone! dich sucht er,
Halcyone! dir ruft er
Wimmert und stöhnet,
Heulet sein Leid.
Halcyone!
Suchet dich immer, —
Findet dich nimmer! —
Ihm bricht sein Herz! — —

Theone.

Laß mich! Laß mich! Ich reisse
In die Fluthen dich nach!
Höret mächtige Götter!
Nimmer erfreut mich das Licht!

Cäyr! Cäyr! dich such' ich!
Cäyr! Cäyr! dir ruf' ich!
Wimre und stöhne,
Heule mein Leid!
Cäyr! Cäyr!
Laß mich ihn suchen,
Will ihn doch finden,
Im nassen Grab!

Lycas.

Folge! Eile! Nahe schon schleudert
Uns um das Haupt
Zeus die sengenden Blitze!
Folge!
Der Aether glüht!
Eile!
Wehe das traf!
Ha wie flammen die Buchen
Durch die Finsterniß her!

Theone.

Flammet! Leuchtet! Ha schon entzündet
Zeus um mich her
Mir zur Hochzeit die Fackeln.
Flammet!
Zum neuen Bunde!
Leuchtet!
Gräßliches Fest!
Ha was schleudern die Wogen
An den glühenden Fels?

Lycas.

Bäume den Ufern entrissen —
Vieles treibt ja die Fluth.
Hinweg! Hinweg!

Theone.

Trümmer seh' ich von Schiffen —
Ha der Bräutigam kömmt!
Cäyr! Cäyr!

Lycas.

Glaube mir Arme dich täuschet
Nur ein trügendes Bild!

Theone.

Schweige Sklave mich täuschet
Nur ein trügendes Bild!

Lycas.

Denk'! Ihm riefen die Götter —
Sanft nun ruht er im Schlaf!

Theone.

O dann rufet mich Götter!
Möchte ruhen mit ihm!

Lycas.

Ha du ringest vergebens —
Nun entscheide Gewalt!
Weh mir!

Theone.

Schafft mir Götter nun Flügel!
Lohnet die Treue des Weibs!
Dank euch!

Lycas.

Wohin? Wohin?
Wahrlich auf Flügeln

Schwebt sie hinab!
Wahrlich auf Flügeln
Schwebt er herauf!
Ha sie umflattern
Tönenden Fluges mein Haupt.
Halcyone! mein Cäyx!
Was lispelt ihr lieblich?
Lispelt ihr Vögel mir Dank?
Ihr fühlet noch Liebe,
Und Liebe beseligt!
Wohl euch!
Weilet, o weilet! — — —
Wehe sie senken
Sich in das tobende Meer! — — —
Doch es bahnt sich die Woge —
Die Donner schweigen —
Die Wolken fliehen —
Heiter lächelt Selene herab!
Ruhig mein Herz!
Nah' ist die Hülfe der Götter!
Nie doch murre der Mensch!

Theone.

Ach mein Lycas mir hallet das Lied in der Tiefe der Brust nach,
Furchtbar tönt der Gesang, durch die düstere Nacht.

Lycas.

Sangst du doch gerne das Lied sonst immer mit mir Theone —
Warum perlet nun Thau, dir die Wangen herab?

Theone.

Furcht und Angst erfüllet mir nun die bebende Seele;
Lycas! du wagest dich oft, in die stürmende Fluth! —

Lycas.

Nein ich trotze nicht mehr wie sonst dem brausenden Eurus,
Seit du Holde mich liebst, ist mein Leben mir werth.

Theone.

Lycas! es hat mein Leben sich schon in deines verschlungen,
Lycas! denke daran! raube mein Leben mir nicht!

Lycas.

Auf dem Meere begleitet dein Bild Theone mich immer,
Wenn es sorgend mich warnt, eil' ich zum Ufer zurück.

Theone.

Wahrlich nicht dich allein verschlängen die grausamen Wogen,
Weh'! ich theilte das Grab, wie das Lager mit dir.

Lycas.

Gnädig wird es Neptun der hohe Herrscher verhindern!
Wer den Göttern vertraut, ist der Hülfe gewiß.

* * *

Also mit Liebesgespräch erreichten Beyde das Ufer,
Hoben heraus vom Kahn die schwerbeladenen Reusen,
Leerten in Tonnen sie um mit schöngeschnittenen Henkeln,
Zogen hindurch die Riemen, und schwangen die Last auf den Rücken,
Des gewonnenen Reichthums froh — nicht drückte die Last sie.
Und so nahten sie dann der kleinen traulichen Hütte,
Wo der Hitze des Tags, und der düsteren Sorgen vergessend
Sie des Lagers sich freuten gethürmt vom duftenden Schilfgras.

Die Freundschaft.

Sonnett.

Was kann wohl in diesem Pilgerleben,
In der Unvollkommenheiten Land
An der Leidenschaften Wogen-Strand
Uns auf Erden sichre Leitung geben?

Bey der bunten Eitelkeiten Tand,
Bey des Herzens ungewissem Streben,
Und der Liebe flatterhaftem Schweben
Beut uns Freundschaft schwesterlich die Hand.

Aber nur die Wahrerprobte, Aechte
Führt uns tröstend durch des Lebens Nächte,
Sie, die uns im Leiden Stärke gab,
Reicht uns noch am Scheideweg die Rechte;
Leitet uns mit ihrem Zauberstab
Treuen Herzens über Tod und Grab.

Arnoldine Wolff geb. Weissel.

Einfall.

Nur in die Freundschaft kann das Herz des Menschen sich theilen,
Doch die Liebe verlangt ganz und allein den Besitz.

Gerning.

III.

Briefe an Thekla.

Von

Bouterwek.

Erster Brief.

Ehe du noch lesen kannst, schreibe ich schon an dich, liebliches Kind. Ich bin dir ein Pathengeschenk schuldig. Auch davon weißt du freilich noch nichts. Aber wenn du künftig diese Briefe lesen wirst, dann sollst du sie, hoff' ich, mit einer Empfindung lesen, die der entgegenkommt, mit der ich dir schreibe. Dann wirst du nicht fragen, warum ich dir nicht lieber etwas Anderes geschenkt habe, als solche Briefe, dergleichen überdieß schon mehrere geschrieben und sogar gedruckt sind.

Thekla, vollende in dir den natürlichen Adel deines Geschlechts! Das ist, in wenigen Worten, die ganze Moral, die ich dir vorzutragen habe. Aber ich versichere dich, daß in diesen wenigen Worten ein Sinn liegt, der dir zeitlebens genug zu denken geben kann.

Du bist eine Deutsche. Schwerlich wird dir jemals viel an sonderbaren Nachrichten gelegen seyn, die uns alte lateinische Geschichtschreiber von den alten Deutschen, unsern Vorfahren, aufbewahrt haben. Aber eine dieser Nachrichten muß ich dir doch sogleich mittheilen, ehe ich dir mit anderen Worten sage, was denn das für ein Adel ist, der natürliche Adel des weiblichen Geschlechts. Die Deutschen, sagt der lateinische Geschichtschreiber

Tacitus, hegten eine große Verehrung vor dem weiblichen Geschlechte; denn sie glaubten, daß diesem Geschlechte etwas Heiliges und die Zukunft Entschleierndes einwohne. Du mußt wissen, Thekla, daß die Deutschen aus dem Zeitalter, von dem hier die Rede ist, von aussen und in ihrer ganzen Lebensart den Wilden, von denen du schon wirst erzählen hören, ähnlicher, als uns, waren. Du mußt ferner wissen, daß diese wilden Deutschen mit ihrer rohen Tugend, deren Bild Tacitus den verweichlichten Römern als Muster vorhielt, das einzige Volk in der Welt gewesen sind, das eine so sonderbare Vorstellung von dem weiblichen Geschlechte hatte. Eben diese Deutschen eroberten in der Folge Italien, Frankreich, England und Spanien; und die übrige Welt bildete ihre Sitten unvermerkt immer mehr nach denen, die von dorther kamen. Freut es dich nun, eine Deutsche zu seyn, wenn ich dir sage, daß die öffentliche Huldigung, die jetzt allen Damen unter den höheren Ständen in ganz Europa zu Theil wird, eine Folge der uralten Verehrung ist, deren sich das deutsche Weib in den deutschen Wäldern der Vorzeit erfreute?

Wenn du dich einmal mit einem Gelehrten in ein Gespräch über diese Nachricht einlassen solltest, kann es sich leicht fügen, daß du auf einen triffst,

der dir sagen wird, ich habe dir falsch berichtet und die Sache verschönert. Aber es sollte mir sehr leid thun, wenn du glauben könntest, daß ich dir etwas als eine Wahrheit sagte, ohne es so gewiß zu wissen, als ich es wissen kann. Gelehrte Nachsuchungen müssen dich weiter nicht angehen. Und wenn immerhin die öffentliche Verehrung der Damen im heutigen Europa anders entstanden wäre, so hat doch keine ältere Nation, ausser den alten Deutschen, von den Weibern besser gedacht, als von den Männern; und irgend eine Nation mußte es doch seyn, die den neuen Ton angab, durch den das weibliche Geschlecht in der veredelten Gesellschaft eine Würde erhielt, die es jetzt sogar verscherzen kann, ohne sie zu verlieren. Du, Thekla, sollst hoffentlich dieser Würde, die sonst nur ein conventioneller Rang ist, Ehre machen. Das wird dir aber nur halb, oder sehr unvollkommen gelingen, wenn du selbst an deinen eigenen Geschlechtsadel nicht glaubst. Du wirst nie einer wahren Bescheidenheit und überhaupt keiner Tugenden, die ich dir wünsche, fähig seyn, wenn du nicht im rechten Sinne des Worts *stolz* bist; und wahrer Stolz kann in dem Busen des Weibes, das an den Adel seines Geschlechts nicht glaubt, nicht dauern.

Aber eine kleine *Heilige* bist du nicht, Thekla; und was du von der Kunst, die Zu=

kunft zu entschleiern, etwa lernen wirst, wird zur Vollendung deines natürlichen Adels nur wenig beitragen. Was die alten Deutschen Heiligkeit des Weibes nannten, ist der gute Geist, oder, wie man gewöhnlicher sagt, das gute Herz, oder die angeborne Neigung, das Gute von selbst zu thun, ohne das Gebot eines sogenannten Sittengesetzes. Diese Neigung, Thekla, ist euch in einem bewundernswürdig höherem Grade, als uns, angeboren. In eurer Natur ist sie das lebendige Princip eures ganzen Werths; in der unsern nur eine wankende Stütze des ersten Entschlusses. Das Weib, das sich selbst bildet, wächst wie eine zarte Pflanze, die nur weniger Nahrung bedarf, aus sich selbst hervor. Der Mann muß sich Vieles zueignen, was ausser ihm ist, wenn seine Bildung gelingen soll. Die moralische Natur des Mannes entwickelt sich nur durch Streit; Streit mit dem Schicksal; Streit mit Feinden; Streit mit Ideen und Meinungen. Das Weib siegt durch Ergebung, Vertrauen und friedliche Annäherung. Es kehrt, wo möglich, Alles zum Besten, weil es selbst nur im Frieden sich entwickelt. Mit einem Worte, das Beste, was ein gutes Weib ist, ist es gewöhnlich von Natur; der Mann darf seiner Natur keinen Augenblick trauen; seine Bestimmung ist, das Gute durch Muth und Arbeit zu erringen, und durch

freien Entschluß selbst den Grund zum Gebäude seiner Vortrefflichkeit zu legen.

Aber sind denn diese Gegensätze, durch die ich dich aufmerksam auf dich selbst machen möchte, auch gewiß mehr, als Ideen und Meinungen? Hat nicht mehr als Ein Mann von Verstand und Kenntnissen die menschliche Natur ganz anders erklärt? Und liegt nicht am Ende gar eine Herabsetzung in dem Lobe, das euch auf Kosten der freien Entschließungskraft ertheilt wird und der Natur mehr, als euch, zu gelten scheint?

Alle Disputation über das menschliche Herz führt auf erneuerte Beobachtung zurück. Aber in diesem Bezirk der Beobachtung helfen keine Mikroskope und keine Lorgnetten. Was soll man nun antworten, wenn uns Jemand die Richtigkeit unsrer Beobachtungen ableugnet? Wollen wir nicht wie Thoren disputiren, die immer unter einander herum gehen, so kann Einer zunächst nur den Andern auffordern, seine Erfahrung durch Aufmerksamkeit zu berichtigen und zu erweitern. Wenn du hören, oder lesen wirst, Thekla, daß einige sogenannte Philosophen den moralischen Unterschied zwischen der männlichen und weiblichen Natur aus der S c h w ä c h e, oder, wenn sie besonders großmüthig sind, aus der höhern R e i z b a r k e i t der Nerven des weiblichen Körpers hinlänglich erklären zu

können glauben, so darf dich das nicht wundern. Solltest du glauben, daß es auch einen sogenannten Philosophen gegeben hat, der im ganzen Ernst es zur größten Zufriedenheit seines Publicums lehrte, daß auch zwischen der thierischen und der menschlichen Natur im Grunde kein wesentlicher Unterschied sey? Die Thiere, meint dieser sinnreiche Mann, würden so vernünftig, wie die Menschen, seyn, wenn sie nur, wie diese, Hände hätten, um Künste zu üben. Danke Gott dafür, Thekla, daß du nicht Ursache haben wirst, Alles zu lesen, was die Philosophen von der menschlichen Natur und besonders von der Vernunft gesagt haben. Von der Vernunft aber ist immer die Rede, wenn moralische Verhältnisse bestimmt werden sollen. Die Vernunft ist es, was den Menschen über die Thierheit erhebt; und weil die Vernunft sich selbst anders in der weiblichen, und anders in der männlichen Organisation modificirt, so ist ein ursprünglich-moralischer Unterschied zwischen Mann und Weib da.

Beweise jetzt einmal durch die That, Thekla, daß es dir nicht an freier Entschließungskraft fehlt! Entschließe dich, auf einige Augenblicke mit mir zu philosophiren! Die Philosophie soll dir dafür nur mit Worten sagen, was dir ohne Worte dein Herz sagt. Welch eine vortreffliche Sache es ist,

sich selbst zu verstehen, wirst du bey andern Gelegenheiten schon empfunden haben.

Vernunft und Herz sind im Grunde ganz und gar Dasselbe. Laß die Schul-Philosophen und die Klügler im gemeinen Leben zu dieser Wahrheit sagen, was sie wollen. Alle die Gefühle, die in der Kunstsprache moralisch oder unmoralisch heissen, und deren Summe in der Sprache des natürlichen Menschenverstandes gutes oder schlechtes Herz heißt, sind in der menschlichen Natur die erstgebornen Kinder der Vernunft. Die Fähigkeit, zu räsonniren, setzt moralische Fähigkeit voraus. Blicke einmal in dein Innerstes, Thekla! Das kannst du so gut, wie der größte Philosoph, sobald du nur willst. Das Bewußtseyn, in dem du dich selbst findest, ist eins mit der Freyheit, durch die du dich selbst beherrschest. Nur durch diese Freyheit bist du im Stande, aufzumerken, alle Zerstreuung abzuwehren, klare Begriffe zu sammeln und sie an bestimmte Worte zu knüpfen; das heißt, du kannst denken. Wenn du nun so auf dich selbst merkst und so recht im vorzüglichen Sinne denkst, dann fühlst du dich, nicht wahr? erhaben über alles Niedrige, Unedle und Gemeine. Du wirst dir deines Werths bewußt. Du fühlst aber auch, daß du noch lange nicht bist, was du seyn solltest. Dein Herz schlägt stärker. Ein schönes Grauen überfällt

dich in der Betrachtung deiner Selbst; es erschreckt dich nicht; es verschwindet in sanfte Rührung. Um keinen Preis möchtest du dann etwas thun, das dem Gefühle widerspräche, das dich in diesen heiligen Augenblicken wunderbar ergreift. Du weißt dann, daß du nicht schwärmst; denn das Innerste deiner Seele ist wach. Aber du sehnst dich unaufhaltbar, dich hinzugeben, aus Pflicht, Liebe, Treue. Deine Vernunft und dein Herz sind in diesem Augenblicke Eins und Dasselbe. Und nur mit solchen Augenblicken, Thekla, fängt die wahre Philosophie an.

Hast du mich verstanden? Oder wenigstens errathen? Oder hätte ich deine unbefangene Seele nicht so unvorbereitet auf eine Höhe führen sollen, auf der selbst der Philosoph sich nicht umsehen kann, ohne zu schwindeln?

Wir wollen langsam wieder herabsteigen. Meine Absicht war keine andere, als, dich aufmerksam auf den durchaus verschiedenen Ursprung der Gefühle des Guten und der mancherlei zufälligen Neigungen zu machen, die an sich weder gut, noch böse sind. Der Gefühle des Guten bist du nur durch dieselbe Vernunft fähig, durch die du denken kannst. Denken, und das Gute wollen, bleibt darum doch zweierlei; noch verschiedener bleibt Denken, und das Gute thun. Aber das

gute Herz ist dem Menschen, und unter allen Geschöpfen, die wir kennen, nur dem Menschen, mit dem Sinne für Wahrheit angeboren. Gutes und Böses kannst du unterscheiden, weil du denken kannst. Dieses Denken aber ist kein weitläuftiges Hin- und Her-Räsonniren. Es ist freie Aufmerksamkeit auf dich selbst. Wenn du auf dich selbst merkst, mit dem festen Vorsatze, dir durchaus nichts einzubilden, dann erblickst du die Dinge in der Welt klar und wahr, wenn auch nicht ganz so, wie der Philosoph sie erkennen möchte; und dann sagt dir eine Stimme in deinem Busen, was es heißt, das Gute wollen; das Ehrwürdige achten; das Vortreffliche lieben. Diese Stimme, die dem irdischen Geschöpfe wie aus einer andern Welt erschallt, ist das Wesen des guten Herzens. Wer sie mißversteht, der ist zu beklagen. Wer sie nicht verstehen will, und sich wegwendet, um sie nicht zu hören, und ihr zum Trotz thut, was sie ihm verbietet, der, Thekla, hat ein schlechtes Herz. Du wirst dir nur eine dunkle Vorstellung von einem solchen Menschen machen können.

Und nun laß die Irrlehrer sich ausreden, und folge du der Stimme deines Herzens! Was du zu thun hast, um dieses Orakel nicht falsch zu verstehen und nicht in blinden Gefühlen

dich selbst zu täuschen, davon laß uns ein andres Mal reden. Deinem Herzen zu folgen aber ist dir nicht etwa bloß erlaubt; es ist deine erste Pflicht; deine vorzüglichste Pflicht, weil du ein Weib bist und diese reine Gabe des Himmels in einem volleren Maße empfingst, als den prüfenden Verstand, der des Mannes oft gerechter, oft verkehrter Stolz ist. Der Verstand, der Pflichten abwägt, kann denn doch am Ende nichts anders prüfen, als, was das gute Herz will. Hast du nur den ernstlichsten Vorsatz — aber den mußt du haben —, so oft du ungewiß bist, was du thun sollst, dich in der reinen Besinnung zu erhalten, die der Anfang des Denkens ist, so wirst du selten irren. Dich in dieser Besinnung zu erhalten, wird dir aber nicht schwer; eben darum nicht, weil du ein Weib bist. Und eben darum ist die Natur des Weibes edler, als die männliche Natur, die immer zu verwildern droht, wenn der prüfende Verstand nicht allen ihren Regungen Maß und Ziel setzt.

Aber diese Wahrheit wollte ich dir ja nicht bloß an das Herz legen, dem sie zunächst angehört. Ich wollte deinen Verstand zum treuen Freunde deines Herzens bilden.

Allerdings ist das Weib von zarterer, und zum Theil auch deßwegen von besserer Natur, als der Mann. Aber die friedliche Herzensgüte des

Weibes stammt so wenig, wie der Muth und die ausdauernde Kraft des Mannes, aus den Nerven und Adern. Seele und Leib gehen durch eins und dasselbe Wunder in ein menschliches Daseyn hervor. Der geistige Theil unsrer Natur vereinigt sich mit dem körperlichen zu einer beständigen Wechselwirkung. Beide müssen in Harmonie seyn, wenn der Mensch überhaupt ein wahrer Mensch seyn soll. Diese Harmonie aber ist euch großen Theils angeboren. Ihr dürft in der Hauptsache nur eurer Natur getreu bleiben, um vortrefflich zu seyn. Wenn die Menschenbeobachter nicht skeptische Einfälle aus der Luft haschen wollten, gestanden sie auch von jeher dem weiblichen Geschlechte eine moralische Delicatesse zu, die so gewiß nicht ein Werk der Erziehung ist, als sie sich fast mechanisch bei jeder Veranlassung äussert, sobald ihr nur Ja und Nein unterscheiden könnt.

Aber es giebt doch auch böse Weiber genug, die ihrem bösen Sinne folgen! Sind denn nicht auch die ihrer Natur getreu?

Wie es kommt, Thekla. Denn es giebt gute und schlechte Naturen beiderlei Geschlechts; und wir werden nie ergründen, was denn die allgemeine Natur, aus deren Schooße wir alle entsprungen sind, damit wollte, daß sie einigen Men-

schen das große Geschäft, sich selbst zu erziehen, so leicht, und andern so schwer machte. Euch aber hat sie es gewiß im Ganzen leichter gemacht, als uns. Ein böses Weib ist deßwegen immer ein heilloseres Geschöpf, als ein böser Mann. Ihr habt mehr zu verantworten, als wir, wenn ihr euch selbst vernachläßigt. Wir haben mehr zu verantworten, als ihr, wenn der Erfolg unsern gemeinnützigen Unternehmungen nicht entspricht, weil wir die Sache verkehrt anfingen.

Ueberall, wo ein Weib natürlich empfindet, ist ihm am Manne nichts unerträglicher, als Dummheit und Albernheit. Den natürlichen empfindenden Mann, der den Werth des Weibes nicht auf der Wage der Sinnlichkeit wägt, fesselt nichts mehr, als weibliche Herzensgüte. Nicht, als ob weiblicher Verstand dem verständigen Manne nicht gefiele. Er gefällt ihm oft nur zu sehr. Aber ein mehr als gemeiner Haushaltungsverstand scheint eben nicht nothwendig zu seyn, um eine gute weibliche Seele verständigen Männern zu empfehlen. Was darüber ist, rechnen wir, wie die Schönheit, mit zu der Aussteuer, die die Frau dem Manne zubringt. Es ist Zugabe, nicht Hauptsache, wenn übrigens alle Bedingungen sind, wie sie seyn sollen. Aber die Frau, die nicht gar einfältig ist, sieht einen soliden Verstand als einen

nothwendigen Bestandtheil des männlichen Werths an. Man sagt gewöhnlich, die Weiber schätzen den Verstand am Manne wie die Stärke, weil sie, im Gefühl ihrer eigenen Schwäche, an dem Manne eine Stütze finden wollen. Ohne Zweifel kommt diese Reflexion zur gehörigen Zeit jedes Mal auch an die Reihe. Aber die beständige Ursache der Hochachtung, die ein natürlich empfindendes Weib vor einem männlichen Verstande hegt, liegt tiefer. Der weiblichen Seele, die nur einigermaßen das Betragen der Männer genauer zu beobachten Gelegenheit und Einsicht genug hatte, sagt ein untrügliches Gefühl, daß eine, dem Weibe entbehrliche Stärke des Verstandes in der männlichen Natur Bedingung der wahren und ausdauernden Herzensgüte ist, weil der Mann in entscheidenden Augenblicken nie, wie das Weib, auf ein sicheres Gefühl rechnen kann.

Nenne ich dir zu oft die sicheren Gefühle? Sind nicht alle Gefühle unsicher? Sind nicht Grundsätze die Hauptsache bei der moralischen Vortrefflichkeit?

Thekla, wenn alle Gefühle unsicher sind, so giebt es weder Tugend, noch Laster, weder gute noch schlechte Gesinnung. Ich sagte dir, daß alle moralischen Gefühle gleichen Ursprungs mit den vernünftigen Gedanken sind, mit denen sie sich

nachher vereinigen sollen. Aber die vernünftigen Gedanken können alles Mögliche betreffen. Moralische Grundsätze werden sie nur dann, wenn sie sich mit dem Gefühle vereinigen, das uns unmittelbar auffordert, jedes Glück zu verschmähen, das nicht mit dem Wohl des Ganzen bestehen kann, und uneigennützig zu achten, und zu lieben, was Achtung und Liebe verdient. Wer dieses Gefühl aus Grundsätzen herleiten will, vergißt, daß ohne Voraussetzung eben dieses Gefühls gar kein Grundsatz als moralisch gedacht werden kann. Der Himmel verhüte, Thekla, daß du eine Schwärmerin werdest. Aber er verhüte auch, daß du auf den unseeligen Einfall gerathest, nach Grundsätzen dein Herz so lange zu zerfasern, bis es verstummt. Eine Schwärmerin wirst du, wenn du Phantasien mit vernünftigen Gedanken verwechselst. Solltest du aber jemals die Stimme deines Herzens für ein Phantasienspiel halten — Thekla, wie wird dir bei diesem Gedanken?

Alle deine Anlagen lassen mich erwarten, daß du ein gescheites Mädchen werden wirst. Ob auch ein verständiges? das ist eine andere Frage. Ein gesunder Mädchenverstand kann sich aber nur durch richtige Ausbildung des Gefühls empfehlen, mit dem alle moralische Reflexion anfängt und endigt. Wolle nur recht ernsthaft ein

gutes Mädchen seyn; und dein Verstand wird sich zu deiner eigenen Verwunderung entwickeln.

Gesund ist die ganze Seele nur, wenn der Verstand gesund ist. Aber laß dich nicht durch schimmernde Einfälle verführen, solche Einfälle für Aussprüche des gesunden Verstandes zu halten. Der Verstand der meisten Menschen, besonders oft derer, die auf die Gesundheit ihres Verstandes pochen, ist so krank, daß sie nur wie die Schwindsüchtigen das fühlbare Absterben ihrer Kräfte für Gefühl der Gesundheit halten. Sey nie aufmerksamer auf dich selbst, als, wenn dir ein gescheiter Mann etwas vordemonstrirt. Nimm Gründe an, wie man zu sagen pflegt. Aber sey mißtrauisch gegen die Gründe selbst, wenn du nicht Ursache hast, dem Manne zu trauen, der dir Vernunft predigt. Frage dich zum Beispiel, ob du wohl gar glauben dürfest, daß dem Manne, der dir etwas vordemonstrirt, im Grunde nichts heilig sey. Darfst du das glauben, so zittere vor seinen Gründen.

Es bleibt also bei der Wahrheit, deren Erläuterung dieser Brief enthalten sollte. Das weibliche Geschlecht ist von Natur das bessere Geschlecht. Und nur eine verkehrte Moralphilosophie kann in diesem Ruhm eine Herabsetzung sehen. Kein Mensch könnte besser werden, als er ist, wenn der Mensch

überhaupt nicht einen Sinn für das Gute hätte, den er sich selbst nicht geben konnte. Daß dieser Sinn in der weiblichen Seele zarter und reiner ist, so viele Ausnahmen die Regel auch leiden mag, beweisen so viele Proben der wahren, das heißt, der uneigennützigsten Aufopferung, zu denen sich das Weib sehr leicht, und der Mann nur schwer entschließt, daß man Jeden, wer zweifelt, nur auffordern darf, zu sehen, was täglich um ihn her vorgeht, wenn er in das Innere der Familien-Verhältnisse blicken darf. Was vermag eine gute Mutter nicht zu dulden, um einem kranken Kinde sein unbehülfliches Daseyn zu erleichtern! Und das ist oft nur das Wenigste von dem, was sie aus Liebe zum Guten im Innern der Familie überhaupt duldet.

So wäre denn also die Natur, die ihr so oft anklagt, parteiisch für euch gewesen? Nein, Thekla; sie hat euch nur mehr Liebe zum Guten gegeben, als uns; sie hat euch vor jeder Art von Verschlimmerung weit mehr, als uns, gesichert, sobald ihr euch nur nicht vernachläßigen wollt. Aber, um nicht unbillig gegen das männliche Geschlecht zu seyn, theilte die Natur dem Weibe ein weit schwächeres Bestreben, sich selbst zu vervollkommnen, zu. Ihr bleibt nur gar zu gern auf dem Punkte stehen, auf den

der Zufall euch stellte. Ihr habt gar zu wenig natürliche Neigung, den Zufall zu beherrschen. Deßwegen bedürft ihr mit euren guten Herzen der Grundsätze fast noch mehr, als wir, wenn es gilt, etwas zu werden. Den Mann drängt eine Kraft vorwärts, in die er sich nur gewöhnlich selbst nicht zu finden weiß. Aber Weiber, denen es um feste Fortschreitung ein Ernst ist, sind Ausnahmen von der Regel. Der Mann verirrt sich leicht, aus Rohheit fast immer, vom rechten Wege; das Weib aber mag, der Regel nach, ohne dringende Noth gar keinen Weg freiwillig einschlagen. Fühlst du Lust, unter deinen Freundinnen die beste, oder die geschickteste, oder die kenntnißreichste zu werden? Oder bist du zufrieden, wenn du nur die hübscheste bist, Thekla?

Zweiter Brief.

Ich muß dir nur aufrichtig sagen, daß mir bange wird, liebes Mädchen, wenn ich an deine Vervollkommnung denke.

Ehe man fragt, wie weit es ein Weib in irgend einer Vortrefflichkeit wohl bringen kann, fängt man zweckmäßiger mit dem Zwecke aller Cultur,

also, wenn vom weiblichen Geschlechte die Rede ist, mit der Bestimmung des Weibes an. Aber diese Bestimmung ist euch schon von Schriftstellern und Sittenlehrern oft genug vorgehalten; und der Widersprüche gegen das Gesetz der Natur sind darum nicht weniger geworden. Die Sittenlehrer sagen ein Mal über das andere, daß nur der Mann berufen ist, für die Welt zu leben, das Weib aber bestimmt ist, ihre Wirksamkeit auf den engen Kreis des Hauses oder der Familie zu beschränken. Und ich verhehle dir gar nicht, Thekla, daß ich aus tausend Gründen auf die Seite dieser Sittenlehrer trete. Aber wer möchte mit euch, oder mit euren sophistisirenden Parteigängern, über ein solches Thema disputiren? Wenn die Möglichkeit, das Gesetz der Natur zu übertreten, dieses Gesetz aufheben soll; wenn Ausnahmen, die jede Regel dieser Art in der ganzen moralischen Schöpfung leidet, statt der Regel geltend gemacht werden sollen; wenn das Weib aufhört, dem Gefühle seiner Bestimmung zu folgen, und anfängt, nach lockeren Theorien sich eine Bestimmung zu erdenken; dann, liebe Thekla, hat alle verständige Disputation über das Natürliche und Unnatürliche in Sachen dieser Art ein Ende.

Es ist historisch erwiesen, daß das männliche Geschlecht von jeher, und auf dem ganzen Erdbo-

den mehr oder weniger, seine physische Stärke gemißbraucht hat, um die zweite Hälfte der Menschheit zu brutalisiren, und wohl gar den Wirkungen der Brutalität die Sanction eines Sittengesetzes zu geben. Es ist gar nicht zu leugnen, daß auch in unsern gebildeten Verhältnissen, wo die Dame dem Herrn scheinbar vorgeht, in der That noch immer die Erziehung der Töchter im Ganzen weit mehr vernachläßigt wird, als die der Söhne. Aber, Thekla, auch diese unleugbaren Wahrheiten beweisen noch immer nichts für den Irrthum, den sich die Geistreichen unter euch nicht wollen aus dem Sinne reden lassen. Sie wollen bei der Meinung beharren, daß das Weib, der Regel nach, zu allen Künsten, Wissenschaften, Großthaten, und der Himmel weiß, wozu? gerade so viel Beruf, Talent, Genie habe, als der Mann. Als ob es eine Herabwürdigung eures Geschlechts wäre, wenn man euch erwiedert: Nicht zu Künsten, Wissenschaften und Großthaten, sondern zur Veredelung der Menschheit durch Feinheit des Sinnes, Ausbilbildung aller Verhältnisse des geselligen Lebens, Verschönerung des ganzen menschlichen Daseyns, und zur Regierung der Welt durch die Herrschaft der guten Sitten ist das Weib berufen; und dazu haben die Weiber im Ganzen Talent und selbst Genie in einem Grade, zu dem der nachsinnende

Verstand des Mannes mit Bewunderung hinaufblickt.

Es ist immer dieselbe ursprünglich moralische Sinneserhabenheit, die eurer Vernunft die Weisung giebt, häusliche Tugenden zu cultiviren, und die euch von Natur abgeneigt gegen Arbeiten und Unternehmungen macht, die eine rüstigere und feindseeligere Sinnesart erfordern. Eben deßwegen fühlt auch ein Weib so selten Beruf zur Vorzüglichkeit in einer Kunst, die nur durch ungewöhnliche Kraft und Fülle der Phantasie gefördert wird. Schon diese innere Gewalt einer Geisteskraft hat für die Meisten unter euch etwas Furchtbares. Ihr besorgt, ohne es deutlich zu wissen, eure stille Würde auf das Spiel zu setzen, wenn ihr euch der Begeisterung hingebt. Und ihr habt Recht. Eine Künstlerin kann — denn was ist in der Ausnahme nicht möglich! — ein liebenswürdiges Weib seyn. Aber manche verleugnete auch, wie die griechische Sappho, bis zur tiefen Erniedrigung den Adel ihres Geschlechts; und am seltensten war wohl eine Künstlerin eine gute Frau. Nur einer einzigen Dichterin, so viel ich weiß, wird von allen Litteratoren, die ihrer erwähnen, einstimmig das Zeugniß gegeben, daß sie eine exemplarisch vortreffliche Gattin war. Sie hieß Vittorio Colonna, war eine Italiänerin

von hoher Familie, und lebte im sechszehnten Jahrhundert. Von der will ich dir bei Gelegenheit mehr erzählen.

Eine zweite Vittorio Colonna zu werden, möchte nun wohl dein Beruf nicht seyn, kleine Thekla. Aber wer weiß? Ich dächte, wir ließen es darauf ankommen. Denn wer einen Kirchenraub begeht, handelt nicht viel sträflicher, als, wer das Genie von seiner Bestimmung zurückschreckt. Nur jetzt, da du noch in der Wiege schläfst, möchte wohl von deinem Genie keinesweges die Rede seyn dürfen. Und wenn du die größte Dichterin, oder Mahlerin, oder Schauspielerin, und überhaupt die größte Künstlerin würdest, von der die Geschichte Meldung gäbe, so hättest du durch diesen Rang immer noch den angebornen Adel deines Geschlechts weniger bewiesen, als wenn du die beste Frau wirst, die sich ein verständiger Mann wünschen darf.

Ausnahmen müssen sich selbst machen. Die Theorie kennt nur Regeln. Und eine kleine Theorie der weiblichen Vortrefflichkeit sollen doch diese zwei Briefe seyn.

Also, Thekla, laß die Disputanten disputiren; und wolle du nur um keinen Preis etwas aus dir machen, das der natürlichen Bestimmung des Weibes wider-



streitet. Weil ihr das große Geschäft der Selbstbildung entweder ganz zu vernachläßigen, oder es verkehrt anzufangen, durch eure weibliche Sinnesart verleitet werdet, deßwegen, Thekla, durfte ich sagen und sage es dir noch ein Mal unverstellt, daß mir bange wird, wenn ich an deine Vervollkommnung denke. Ich möchte diese, euch unverkennbar angeborne Schwäche euer natürliches Verderben nennen. Bildsam seid ihr genug; nur zu bildsam, wenn die Eitelkeit eure Bemühungen fördert. Aber diese Bildsamkeit ist keine wahre Perfectibilität. Ihr nehmt, wie warmes Wachs, unter den nöthigen Umständen jede Form an; und wenn man glaubt, die Form sich fortbilden zu sehen, ist sie schon wieder zerschmolzen. So halten es die Meisten unter euch mit ihrer geistigen, so mit ihrer moralischen Cultur. Und deßwegen, meine Gute, müßt ihr euch vorwerfen lassen, daß ihr weder Genie, noch Charakter habt.

Wolle Charakter haben! muß man den weiblichen Seelen zurufen, so seltsam der Zuruf auch klingt. Männerseelen, oder vielmehr Seelen in männlichen Körpern, denen dieselbe Weisung nützlich wäre, giebt es auch genug; aber aus diesen ist, der Regel nach, nicht viel zu machen. Der Mann, der nicht von selbst das feste Seelengepräge

in sich trägt, das Charakter heißt, ist gewöhnlich schon erschlafft, oder verwildert, ehe er den guten Rath, der ihn bilden soll, nur einmal versteht; und so lange er diesen Rath nicht versteht, sind alle pädagogische Formen, in die man die Gemüther zwängt, nur Kleider, die von selbst abfallen, sobald der junge Mann sich frei fühlt. Leichter und früher versteht ein weiblicher Verstand jeden Rath, der ihm nützlich ist; und was in den ersten Jahren die Erziehung versäumte, holt die Frau von Geist und gutem Willen, durch einen Wink bestimmt, zuweilen noch als Hausmutter nach. Leicht wirst du, hell blickende Thekla, verstehen, was es heissen kann, Charakter haben wollen. Was kann es anders heissen, als, den K e i m der Selbstständigkeit in seinem Herzen nicht vernachläßigen wollen? Was du denn eigentlich werden wirst, sey die Sorge der Natur. Mannigfaltigkeit ist das erste Gesetz der Natur; Uebereinstimmung ähnlicher Dinge nur das zweite. Die Lilie soll kein Vergißmeinnicht werden wollen, und das Vergißmeinnicht keine Rose. Aber das erste Gesetz der Vernunft, von der alle wahre Cultur ausgeht, ist U e b e r e i n s t i m m u n g und H a r m o n i e m i t s i c h s e l b s t. Mit dir selbst sollst du harmoniren; auf eignes Gefühl und eigene Ueberzeugung sollst du dich stützen; nichts aus dir machen wollen, was

dich in dir selbst irre macht. Den reinen Sinn für das Gute, der dein heiliger Erbtheil ist, sollst du, durch Aufmerksamkeit auf dich selbst und auf die Welt, zur sichern Thätigkeit ausbilden wollen. Wann du das ernstlich willst, dann wirst du ein Weib von Charakter werden.

Aber zeichneten sich nicht schon mehrere der unnatürlichsten Weiber, die den Adel ihres Geschlechts um einer Krone, oder um andrer Vortheile willen, weit wegwarfen, durch Bestimmtheit und Festigkeit des Charakters aus?

Also, Thekla, laß deinen Charakter, wie bestimmt und ausgezeichnet er sich immer entwickeln möge, nie das Gefühl deiner natürlichen Bestimmung verleugnen. Höre nie auf, in deiner ganzen Sinnesart ein vortreffliches Weib seyn zu wollen. Werde ernsthaft, oder munter; stiller, oder lauter; tanze gern, oder tanze gar nicht; lerne drei Sprachen, oder nur eine; versteh, eine Gesellschaft zu unterhalten, oder passe nur für ein trauliches Gespräch; und so werde in jedem Sinne und in den Schranken, die sich von selbst verstehen, was du zu werden Lust hast; nur behaupte immer den zarten Sinn, der dein Geschlecht adelt, wenn du nach irgend einem Ziele strebst. Zuverläßig wird dann das Bedürfniß des häuslichen Glücks unter allen deinen Bedürfnissen das stärkste seyn. Du wirst

fühlen, daß die Welt zu groß für dich, und daß dein Herz für die Welt zu gut ist.

Thekla, die Welt ist ein wildes Gewühl von Meinungen und Leidenschaften, die gegen einander ankämpfen und wie eine tobende Fluth alles Gute, das der beste Wille baut, niederzustürzen und zu verschwemmen drohen. Dämme müssen, wie in Holland, hinter Dämmen angelegt, Canäle neben Canälen gezogen, und das Ganze muß immer ausgebessert werden, wenn die Fluth nicht einbrechen und Verheerung verbreiten soll. Wären die Menschen nur etwas friedlichere Geschöpfe, als sie sind, so müßten die hundertjährigen Bemühungen, Vernunft in diese brausende Masse zu bringen, wenigstens den Krieg entbehrlich gemacht haben, der vorzugsweise so heißt; den Krieg, in dem man einander das Naturrecht unter Leichen auf dem Schlachtfelde einprägt. Wie der Soldat auf dem Schlachtfelde, so arbeitet, wenn gleich ohne Blutvergießen, doch nicht weniger im Kampfe mit unerfreulichem Widerstand, der Jurist und der Staatsmann gegen Betrug und Chicane, der Arzt gegen eine Schaar von Krankheiten, deren gelehrte Namen ganze Bücher füllen, und der Philosoph gegen Vorurtheile und verderbliche Einbildungen; und je raffinirter die Verdorbenheit und Verkehrtheit der Menschen wird, desto mehr Studium bedürfen alle

diese Kämpfe; desto unentbehrlicher wird in allen diesen rauhen Verhältnissen eine subtile Taktik. Was soll aus den Männern werden, wenn sie eine Heimath, wo der Friede wohnt, nicht in ihrem Hause an einem weiblichen Herzen finden? Darum, Thekla, hielten auch kriegerische Völker, die nicht verwildern wollten, häusliche Tugend immer so hoch. Parisische Damen-Frivolität und lüsterne Grenadierstugend müssen am Ende zu einer raffinirten Barbarei führen, die, wenn das Schicksal nicht noch zur guten Stunde etwas Anders beschließt, abscheulicher seyn wird, als alle Rohheit voriger Zeiten.

Die Tugenden, Thekla, die dem Weibe natürlich sind und die nur das Weib, wenn es den Adel seines Geschlechts vollenden will, mit Anmuth und Leichtigkeit übt, diese Tugenden sind die einzigen guten Geister, auf deren Einflüsse der Philosoph noch mit einer Art von Zuversicht rechnen kann, wenn er sich von den künftigen Jahrhunderten etwas Gutes verspricht. Der Mann, dem ein unfreundliches Schicksal die Gattin versagte, nach der ihn verlangt, finde dann wenigstens eine Freundin, von der er lerne, weibliches Verdienst zu schätzen.

Soll dieses Verdienst das deine werden, Thekla, so wehre vor allen Dingen die bösen Geister

von dir ab, die eure Seelengüte verdunkeln und eure Vortrefflichkeit in der Wurzel anfeinden. Ihr seid von Natur eitler, als wir. Dieselbe Zartheit des Sinnes, die allen euren Tugenden den lieblichen Reiz mittheilt, der den unsern fehlt, bestimmt euch, das Gefällige, Liebliche und Interessante an euch selbst zu lieben, sobald ihr nur ein wenig euch selbst beobachten könnt; und das könnt ihr zum Bewundern früh, wie unter andern dein eigenes Beispiel beweiset. Ehe ihr es aber bemerkt, hat euch die Eitelkeit schon gefangen; und ihr ergebt euch ihr ohne allen Widerstand, weil ihr euch nicht mit Unrecht berufen fühlt, die Welt zu verschönern, und weil ihr der Eitelkeit gar nichts Böses zutrauet. Traue du ihr wenig Gutes zu, Thekla. Sie ist es, die euch verführt, erst eure zufälligen Vorzüge, dann die großen oder kleinen Kenntnisse, die ihr euch erwerben mögt, und zuletzt eure Tugenden selbst in Putz zu verwandeln. Und wer sich mit seiner Tugend putzt wie mit Blumen und Bändern, was der ist, darf ich es dir sagen?

Ein andrer Fehler, über den ihr euch nicht eher zu erheben pflegt, bis ihr das Matronenalter erreicht, ist eine eigne Art von Unbesonnenheit. Weil ihr im Ganzen nicht geneigt seid, euch selbst zu bestimmen, so bleibt ihr gewöhnlich so lange unentschlossen, bis euch plötzlich ein Einfall über-

mannt, dem ihr dann folgt wie einer verabredeten Losung. Und wie ihr es mit euren Entschlüssen haltet, so schaltet ihr auch mit eurem Vertrauen. Auch die Klügste unter euch vertrauet und mißtrauet oft zur Unzeit, wie sie eben vom Zufalle bestimmt wird. Diese Nachgiebigkeit gegen das Ungefähr und gegen unbedeutende Lockungen der Ueberredungskunst Anderer bemerkt ihr dann selbst, ehe man es denken sollte. Nun wollt ihr durch Festigkeit wieder gut machen, was eine kleine, oder große Unbesonnenheit verdarb; und wo ihr aus Gründen nachgeben solltet, erscheint ihr dann nur gar zu gern eigensinnig und widerspänstig.

Aber, Thekla, ich wollte dir heute keine specielle Moral lesen. Registerschreiber der weiblichen Fehler und Mängel giebt es überdieß in unserm aufpassenden Zeitalter schon zu viel. Ich wollte dir nur im Vorbeigehen beweisen, daß mein Glaube an eure Vortrefflichkeit gar nicht schwärmerisch ist. Vernunft und Natur sind in euch mehr ein wirkliches Ganzes, als in uns, wenn ihr vernünftig seyn wollt, ohne eurer Natur untreu zu werden. Vernunft und Natur sind denn auch die sicheren Bürgen des Glaubens, dessen Bekenntniß ich in diesen Briefen niederlege.

IV.

Lebenstag des Tonkünstlers.

Von

Friedrich Rochlitz.

M o r g e n.

V o r e r i n n e r u n g.

Rhythmus, Melodie und Harmonie, die Elemente der Musik, besitzt die Natur nicht, in dem Sinne, wie die Kunst sie hat. Nur im Innern des Menschen finden sie sich. Die Natur hat etwas allen dreyen so weit Analoge, daß es jene im Menschen wecken und aufregen kann. Vom Rhythmus und der Melodie ist das auch Lesern ohne Kenntniß der Musik bekannt; in Ansehung der Harmonie erinnere ich sie, daß zu den meisten Tönen der Natur ein dritter und fünfter harmonisch und leise mitklingen — was man beym Anschlagen einer Saite am leichtesten bemerken kann, und wodurch die Aeolsharfe möglich wird.

Auf nacktem Felsen lieg' ich hier,
Und über mir, in ungemeßner Ferne,
Zieht hin der Mond, ziehn hin die Sterne:
Doch keiner, keiner blickt nach mir.
Mag ich schlafen, mag ich wachen,
Mag ich weinen, mag ich lachen:
Sie wallen ruhig ihre Bahn.
Himmelab und himmelan —

Wie der Mensch in Nacht auch fleht:
Sie lassen ihn seinem trüben Sinnen.
Was über Wolken geht
Sieht zu tief das irdische Beginnen.
Doch es vernimmt mein Geist in heilger Regung
Die Ordnung ihrer ewigen Bewegung. —
Die Sterne sind hinabgesunken,
Die kühlen Winde eilen daher
Und wühlen trunken
Im Nebelmeer;
Und alles harrt, verstummend in Wonne,
Der Königin des Tags, der hehren Sonne.
Und es schlägt ihre Hand
Zurück das rosenfarbne Gewand;
Sie tritt hervor mit Allgewalt,
Die hellstrahlende Göttergestalt.
Die neidischen Nebel entweichen;
Die Blumen sich vor ihr beugen;
Und sie, der Demuth zum Lohne,
Schmückt jedes gebeugte Haupt,
Das an ihre Mutterliebe glaubt,
Mit diamantener Krone.
Da brechen die muntern Vögel das Schweigen.
Mit tausend Melodien
Sie durch die Lüfte ziehn
Und gaukeln und scherzen — —
Ach, nur im innersten Herzen
Fühl' ich die Melodien!
Sie eilen, sie fliehn,
Ich kann sie nicht erfassen,
Muß, wie die Luft, sie verwehen lassen!
Doch es vernimmt mein Geist in froher Regung
Den zarten Sinn melodischer Bewegung. —

Der Mensch erwacht. Die Mühe tritt hervor
Und treibt den Mann aus seiner Hütte Thor.
Der Gattin soll er und des Kinds vergessen;
Soll dort mit schwankem Kahn
Die gefahrenvolle Bahn
Auf tückischgleißender See durchmessen,
Im Schweiß des Angesichts sein Brod zu essen.
Die Lieben sind daheim, doch nicht geborgen;
Es sitzen die alten Sorgen
Mit in dem stillen Kreise,
Und flüstern ängstend und stöhnen leise.
Denn mit Göttermacht
Ist der Sturm erwacht.
Zerrissen flirren
Des Weinstocks Ranken,
Mit dumpfem Aechzen
Die Pappeln schwanken,
Und drohend die schwarzen Wolken eilen.
Sturm faßt die Eichen,
Es braußen die Wipfel;
Sturm faßt die Hütten,
Es stürzen die Gipfel;
Die Sonne mag länger nicht verweilen.
Die See steigt schäumend
In Wellen empor:
Er wirft ergrimmt sie nieder;
Die Donner treten
Kämpfend hervor:
Er hallt sie äffend wieder —
Ich hör' ihn sein höhnendes Siegeslied heulen.
Und wie er höhnt,
Zerstörung drönt
Herauf vom Thal —
Ein herzzerreißender Weltchoral.

Doch selbst an des Schreckens Töne
Kettet die Natur das Schöne,
Schmerz zu mildern ewig wach;
Hallt des Sturms, des Donners Weise,
Tönet sanft und tönet leise
Des Akkordes Wohllaut nach.
Und es vernimmt mein Geist in ernster Regung
Den tiefen Sinn harmonischer Bewegung. —
Doch die Natur kann nicht die Sehnsucht stillen,
Nicht in der Brust die öde Leere füllen;
Ihr Schönes wallt verschleyert auf der Erden,
Getrennt auf ewig — kann nicht Eines werden.
Nimm du mich wieder auf, verborgne Kammer,
Wohin nicht ird'sche Freude blickt,
Nicht ird'scher Jammer.
Gern kehr' ich wieder zu dir — erquickt,
Gekräftiget, wenn auch ohn' innern Frieden.
Gern bin ich hier von aller Welt geschieden
Und sink' in mich zurück.
Blüht doch kein andres Glück
Mir hienieden! —
Was erhebt mir die Brust
Mit fremder, beklemmender Lust?
In Abgrund sinken die Gestalten;
Es drängt mich empor
Zum himmlischen Chor —
Wer kann, wer wird den Schwindelnden halten? —
Hier schwebet in Frieden
Und seligem Leben,
Was dort verhüllt ist und geschieden:
Ich wag' es den Schleyer zu heben!
Um mich entsteht die neue Welt,
Wo Rhythmus, wo harmon'scher Klang,

Und wo melodischer Gesang
Sich fest umschlungen hält.
Ihr Götter! nicht allein laßt mich den süßen
Quell der Bezauberung genießen!
O steht mir bey, was ihr verliehen,
Aus meiner Brust hervorzuziehen!
Laßt vor dem trunknen Geist es lang verweilen:
Gern möcht' ich, was ihr gabt, mit meinen Brüdern theilen! —

I.

Logogryf.

An Rosa.

Vier Füße hab' ich zwar doch doppelt ist der eine
Drum werd' ich jedem auch fünffüßig nur genannt.
Wer mich erhält weiß nicht, wann? Wie? ich ihm erscheine
Und wer mich nie besaß hat mich auch nie gekannt.
Es liebt mich wer mich kennt, schön bin ich wie das Leben,
Das mit dem Morgenstrahl sich auf die Fluren senkt.
Und keiner wird mich je für alle Schätze geben,
Obgleich mich jeder Fürst mit einem Wort verschenkt.

Doch kehrest Du mich um, magst Du mich nimmer sehen;
Dem Nebel bin ich gleich der Dir die Aussicht deckt,
Der Dir die Flur verhüllt, die Thäler und die Höhen,
Und den des Morgens Strahl aus seiner Ruhe weckt.



Stets wechselnd in der Form, wenn mich die Füße tragen,
Erschein' ich so wie so, stets wunderbar und neu.
Doch wechsl' ich ihren Stand wirst Du verwundert fragen:
Woher die neue Form so schnell entstanden sey?

Laß ich den Vorderfuß nicht sehen, bin ich eben,
Und stark von Holz. Hier wird Dein Forschen leicht gestillt.
Soll ich den Hinterfuß hierbei als vord'ren geben,
So ist mit Dir! sogleich des Dichters Wunsch erfüllt.
Dann bleibt ihm dieser nur, um lange zu genießen,
Was er so eben erst, doch nur im Traum gewann, —
Daß ohne Hinterfuß, auf den vier Vorderfüßen,
Er kategorisch mich noch lange nennen kann.

N. Meyer.

Auflösung des Logogryfen.

Leben. — Nebel. — Eben. — Neben. (Neben Dir). Lebe!

2.

Oll.

Die Schriften aller Weisen
Kauft Oll, der Abderit.
Nun hat er leck're Speisen,
Doch keinen Appetit.

Haug.

V.

Das Burgverließ.

Von

Gustav Schilling.

Erschöpft von dem Waffentanze, und mit Ehre bedeckt, zog sich der General Graf von B. am Schlusse des siebenjährigen Krieges auf die uralte, halb verfallene Burg seiner Herrschaft zurück. Hier, liebe Nichte, „sprach er zu der holden Gabriele, als sie an seinem Arm durch das hohe Gras des Schloßhofs hinschlich" Hier wohnt der Friede. Hier werden mich meine Neider ungeneckt, meine Feinde unverfolgt lassen, und nur Redliche und Dankbare den Vergessenen aufsuchen.

Möchten sie das! erwiederte Gabriele die dem Oheim aus Anhänglichkeit und Pflichtgefühl in die verstörte Stätte gefolgt war; verglich sich im Herzen dem Epheu welcher den alten Wartthurm umstrickt hatte und betrat, unter schmerzlichen Erinnerungen an verlassene Freuden, das düstre Gemach in dem die schöne Blume nun, von keinem Seufzer mehr begehrt, von keinem Auge mehr gefunden, den Abend eines mürrischen Greises versüßen sollte — Doch der Oheim hatte sich, nach der Weise der Alten, verrechnet. Die Redlichen und die Dankbaren blieben, bis auf einen, aus; nur die Liebhaber seiner Tafel und seiner Nichte fanden den Weg zu der einsamen Veste. Der Gräfin aber wurden in diesem Grab' ihrer Jugend auch die Unbedeutendsten, als Zerstreuungs-Mittel, will-

kommen: sie empfing selbst die sonstigen Ziele ihres Witzes, den albernen Grafen, den zudringlichen Kammerherrn, mit einem Wohlwollen, das die gesunkenen Hoffnungen dieser Gecken auf die Hand der reichen Erbin, neu belebte. Zu Gabrielens Trost erschien jetzt auch der oft gebetene Hauptmann von Rollau, ihres Oheims einstiger Adjutant, welchem sein neuer, auf dem Schlachtfeld erworbener Adel, sein Mangel an Glücksgütern und Körperschönheit unter ihre Freyer zu treten verbot, und dem sie doch, voll Sinn für Männerwerth, gern Herz und Hand gegeben hätte.

Noch saß die Gesellschaft spät eines Abends beym Nachtisch. Eben entwarf der General unter Beystand seines Adjutanten den Plan zu einem neuen Feldzuge, der Graf, von Gabrielen unterstützt, die Gruppen zu einem Contretanz, der Kammerherr, von ihrer Hofmeisterin berathen, eine Rangordnung für Damen, als plötzlich, leise doch vernehmlich an die eiserne Thür geklopft ward, welche ein Baumeister der Vorzeit, gegen alle Gesetze des Verhältnisses, im Winkel des Zimmers angebracht hatte.

Gabriele sprang mit einem Angstruf in die anstoßende Kammer; bebend an allen Gliedern folgte die Hofmeisterin ihrem Zögling und die Herren sahen sich befremdet an.

Dieses Klopfen, sprach der General mit gedämpfter Stimme, wird mich noch in die Stadt zurücktreiben.

Mais, mon dieu „lispelte der verblassende Graf" Ew. Excellenz wissen vielleicht nicht was die ganze Gegend sich erzählt —

Wie? Kein Wort! Was denn?

Daß es in diesem Schloß nicht geheuer ist. Daß weder Maurer noch Zimmermann in ihm arbeiten mag —

Diese Erfahrung macht ich noch gestern, doch —

Es klopfte wieder. Jene zogen sich schnell nach dem Ofen hin —

Herein! rief der Adjutant und schritt auf die Pforte zu, die in dem Halbdunkel dort, wie eine schwarze Frau erschien.

Rollau, sprach der Greis, Sie scheinen zu übersehn, daß Schlösser und Riegel den Eintritt durch diese geheimnißvolle Thür ohnmöglich machen und daß überhaupt von dorther nichts menschliches kommen kann. Dieser Ausgang führt zu einem Burgverließ, in das ich, fürwahr, um keinen Preis wieder hinabsteigen möchte.

Wahrhaftig? rief der Adjutant welcher den damahls seltenen Unglauben und die Furchtlosigkeit des tapfern Kriegers in mehr als einer Schreckens-

nacht, und in so manchem Schlachtgewühl bewundert hatte — doch — Exzellenz scherzen!

Nie mit dem Unbegreiflichen! erwiederte dieser, und Rollau ward schnell ernst.

Das wär auch Vermessenheit! fiel der Kammerherr ein —

Sündlicher Frevel! murmelte der Graf und begriff nicht wie der Hauptmann mit diesem kecken Muth in der Nähe jener Höllenpforte ausdauern könne.

Ein Geheimniß also? fragte Rollau und legte sein Ohr an die räthselhafte Pforte.

Es klopfte wieder, und stärker als vorhin.

Sie erblassen, Messieurs, sprach der General zu den Ofenhütern, und stehn doch zwischen zwey Soldaten? So denkt Euch denn auf meinen Platz, als ich am ersten Abend des Hierseins einsam hinter diesem Tische saß und das unerklärbare Etwas plötzlich hinter meinem Rücken laut ward. Noch war damahls jene Thür unverschlossen, ich wußte nur daß sie in einen Keller führe. Mit dem Licht' in der einen, mit dem Degen in der andern Hand trat ich, nicht ohne Grauen, durch die geöffnete in das dumpfe Gewölbe.

So ganz allein? fragte der Kammerherr.

Allein! Der Feige nur bedarf Gefährten. Auch sah' ich nichts als meinen Schatten an der modern-

den Wand und im Hintergrund eine Wendeltreppe aus deren Tiefe mich es, kalt wie Grabeshauch anblies.

Cessez! Cessez! rief der Graf und bedeckte das Gesicht mit beyden Händen.

Rasch stieg ich abwärts —

Abwärts? unterbrach ihn der Kammerherr. O, Sie sind ein Heros! Ein Hercule!

Und sahen Nichts? fiel Rollau ein, der bereits aus den entstellten Zügen seines Generals auf eine grausende Erscheinung schloß —

Messieurs, erwiederte dieser nach einigen raschen Gängen durch das Zimmer, erlassen Sie mir den Rest der Erzählung. Genug daß ich aus dieser Tiefe den längst verworfenen Glauben an die sichtbaren Wirkungen der Geisterwelt mit zurückbrachte.

Herr General, sprach der Hauptmann nach kurzer Besinnung, schüchtern zwar, doch mit Festigkeit — Erlaubten Sie mir wohl, dies Abenteuer zu bestehn? Gern, ich bekenn' es, möchte Ihr Adjutant auch diesmahl in die Fußtapfen des Helden treten, der ihm schon auf so manchem verhängnißvollen Pfade vorangieng.

Nein! rief der General und drückte ihm mit Wärme die Hand — Damahls führte Sie der Berufsengel, jetzt nur der Vorwitz.

O, mit nichten. Mich treibt der heilige Beruf die Wahrheit zu ergründen und den Vorhang eines Geheimnisses zu lüften, das sehr verdächtig scheint.

Sie zweifeln also —

Das fällt wohl keinem bey, dem das Glück ward, die Wahrheitsliebe Ew. Exzellenz wie ich zu kennen, doch sehn vier Augen in der Regel mehr als zwey. Auch verbarg sich ja von jeher das Verbrechen am liebsten unter Schutt und Ruinen, und leicht könnten Räuber, Falschmünzer, Betrüger irgend einer Art in diesem Versteck ihr Wesen treiben, und den unwillkommenen Wirth durch Gaukeley verscheuchen wollen —

Mein Glaube! sprach der Graf, Gaukeley ist's.

Vous piqués la pointe! fiel der Kammerherr ein, Räuber und Mörder sind es und uns hat Satan hierher geführt.

Gr. Exzellenz schlafen auf einer — Pulvertonne — O, wie der Kammerherr zittert!

Khr. Ich zittre nur für die aimable Comteß — Die kann den Tod davon haben.

Gr. Mehr als den Tod!

Khr. Entführt werden —

Gr. Mehr als entführt! Die müssen wir schützen!

Es raschelt! rief Herr von Rollau und beyde verblichen. Doch plötzlich ward sein Scherz zum

Ernst und ein seltsames Rauschen hinter der schwarzen Thür vernehmbar.

Sie spaßen sehr zur Unzeit und schließen falsch! erwiederte der General, denn weder Räuber noch Gaukler hausen hier. Was ich sah, würde diesen Frevler wohl auch aus seiner Fassung und diese Herrn der Ohnmacht nahe bringen —

Ein Geist also? „fiel Rollau ein" und wirklich denn ein Geist? O lassen Sie mich zu ihm hinab!

Rollau, sprach der Greis, legte mit feyerlicher Herzlichkeit die Hand auf seine Schulter und sah ihn mit den blitzenden Augen ins Gesicht — Sie fordern keine Kleinigkeit. Auf ihr Gewissen denn — Ist auch dies Herz so rein als fest?

Mein Herz? — Ja, rein von Tücke wenigstens, und rein von Schuld, doch nicht von Flecken meiner Menschlichkeit —

So wünsch ich Glück! rief der Gerührte, so geh in Frieden, Sohn, und unsere Gäste mögen Dich begleiten.

Ey, da sey Gott für! stammelte der Graf — Das wag' ein Reiner! stotterte der Kammerherr, und wie vom Geiste dieser Burg getrieben, eilten beyde auf ihr Zimmer.

Ich beklage, sprach jetzt der General zu seinem muthigen Zöglinge, daß die Flucht dieser Hasen

Sie um die Gelegenheit bringt, den Vorhang der Ewigkeit aufzuheben. Diese sind nun hoffentlich für immer entfernt und ihre Erzählungen werden mir in der Folgezeit manchen widrigen Zuspruch ersparen.

Also doch ein Mährchen? rief Herr von Rollau —

Bis auf das Klopfen — Ja!

Bis auf —

Bis auf das Klopfen —

Und das —

Bleibt unerklärbar —

Und Ew. Exzellenz stiegen wirklich in das Burgverließ hinab? Hinab und fanden keine Spur?

Nicht die entfernteste. Nur Molche sah ich, Moder und Ungeziefer. Das Klopfen aber ward täglich wieder hörbar, mit unter auch ein leises Seufzen, und so genügte mir denn an der Vorsicht, diese Thür hermetisch zu versiegeln. Menschen werden solche Bänder nicht zersprengen und für übermenschliche Wesen schützt kein Riegel.

Daß hier nur ein Betrug im Spiel' ist, liegt am Tage —

Aber ich sage Ihnen ja, daß jenes Gewölbe nur diesen Ausgang hat. Hier sind die Schlüssel, dort liegt ein Windlicht. Steigen Sie selbst hinab um sich davon zu überzeugen.

Eben schlug die Thurmuhr Mitternacht. Herr von Rollau verblaßte jetzt auch, faßte sich jedoch, öffnete die Schlösser, zündete das Windlicht an, und trat durch die Pforte.

Das Gewölbe hallte unter seinen Tritten; tiefe Nacht verhüllte noch den furchtbaren Hintergrund und die Treppe — Er stand jetzt an ihrer Schwelle. Auch ihn blies aus der Tiefe jener Grabesodem an, ihm war als flüsterte es hinter seinem Rücken, als schlich eine Nachtgestalt hinter den Pfeilern weg, die im bleichen Schimmer des Windlichts zu riesigen Leichnamen wurden.

Sey ein Mann! sprach er zu sich selbst und stieg abwärts. Degen und Kerze schwankten nun in seiner Hand, die Stufen unter seinen Füßen, ihm hörbar schlug das Herz. Die Treppe wollte kein Ende nehmen und doch mußte er, seiner Rechnung zu Folge, schon eine Thurmhöhe tief unter dem Schlosse seyn. Noch einmal schlang sie sich um den Pfeiler und Rollau stand nun vor einer Thür, die, gleich den Zellenpforten alter Abteyen, mit gothischem Schnitzwerk verziert war.

Er faßte den Drücker, sie schien verschlossen und widerstand doch jeder Anstrengung. Ein wildes, verworrenes Geschrey schlug in diesem Augenblick an sein Ohr, Fenster klirrten, Klagestimmen tönten vernehmbar aus der Ferne.



Auch den Kühnsten hätte hier ein Schauer befallen. Verblassend sank der Entmannte an den Pfeiler der Treppe. Zurück! Zurück! rief sein zagendes Herz, Du wagtest genug — Wer weiß in welchem dieser Winkel ein Mörder lauert.

Ermanne dich! rief die Ehre. Odem schöpfend erhob er die flackernde Kerze und sah umher. Ein schwaches, röthliches Licht schien aus einem Verstecke dieser weiten Gruft zu schimmern. Vorwärts! sprach er zu sich selbst, und traf jetzt auf einen engen Gang, der ihn vor eine zweyte Pforte führte. Sie war nur angelehnt, das Licht flimmte durch die Spalte. Lange lauschte der Schwankende hier, hörte leis' athmen, stürzte hinein und stand — vor Gabrielen.

Bist Du da? rief der General, trat hinter dem Schirm hervor und schloß ihn freudig an seine Brust. Er glaubte zu träumen. Ist's möglich? stammelte er und sah wild umher.

Rollau, erwiederte der Alte, Du hast mir manchen Dienst erwiesen, in mancher bangen Stunde bey mir ausgehalten, mir manche dunkle ausgeheitert, manches bittre Wort überhört. Es wird endlich Zeit zu vergelten, doch an meiner Statt will Diese bezahlen.

Ich will es! lispelte Sie im Glanze der Schamröthe und ihre sanften Augen flammten.

Rollau warf sich sprachlos vor dem glühenden Engel nieder und bedeckte die bebende Hand mit seinen Küssen.

Daß Du Herz hast, wußt' ich längst „fuhr der Oheim, zu der Gruppe tretend, fort" aber daß Du es *rein* bewahrtest, bestätigte erst das Geständniß dieser Nacht und nur ein reines darf an diesem fleckenlosen schlagen. Wie lieb Dir Gabriele sey, hat mir Dein Oberster vertraut, was *Du* ihr bist, erforsche selbst.

Der Glückliche zog sie jauchzend an seine Brust und draussen rief ihr Mädchen — Diebe! Diebe!

Aber die Diebe waren nur der Graf und der Kammerherr, auf deren Thür der Hauptmann vorhin traf. Im Wahne, daß der Geist dieses Schlosses ihnen zusprechen wolle, sprangen sie, ihrer Unreinheit eingedenk, unter lautem Geschrey aus dem niedrigen Fenster und riefen nun aus allen Kräften um Hülfe.

Für das Klopfen hatte der Kammerdiener, für den Rest der Schrecken das Angstgeschrey der Gäste und Rollaus entzügelte Phantasie gesorgt. Das Burgverließ endlich, in dem er den schönsten aller Geister sah, war ein Sommerstübchen, das in dem baumreichen Schloßgarten lag, welchen Gabriele nach ihrer Herkunft zum Garten umschuf.

Nur der Liebe himmlischer Genius hauste fortan auf dieser Burg und führte den Glücklichen noch oft durch die entzauberte Halle zu der zauberreichen Vergelterin.

I.

Blick zur Ewigkeit. *)

Wenn das Herz in stiller Trauer
Tief verschloßnen Kummer nährt,
Wehmuth und Erinnrungs-Schauer
Jedes Frohgefühl zerstört:
O dann schwebt das Bild vorüber,
Das entfloh'ne Freuden hebt,
Und die Zukunft malt sich trüber,
Die in düstrer Ferne schwebt.

Wenn der Leidenschaften Menge
Schweren Kampf mit uns beginnt,
Unter lastendem Gedränge
Unsre Tropfen Zeit verrinnt;

---

*) Eine vollständige Sammlung der Gedichte dieser Verfasserin, wird nächstens in meinem Verlage erscheinen.
Der Verleger.

Wenn oft unsre Schritte gleiten
Auf der Eisbahn dieser Zeit:
Dann kann nichts uns Trost bereiten,
Als ein Blick zur Ewigkeit.

Fragt den Weisesten hienieden,
Sitzt er gleich dem Glück im Schooß,
Doch ist ungestörter Frieden
Hier auf Erden nie sein Loos;
Kronen selbst sind goldne Fesseln,
Deren Schimmer oft uns trügt,
Sorgen haben ihre Nesseln
Auch ums Fürstenhaupt geschmiegt.

Reichthum, Ehre, Pracht und Schimmer
Bauen oft mit kühner Hand
Auf der Ruhe Felsentrümmer
Ihre bunte Bretterwand;
Doch ihr glänzendes Gepränge
Wird oft leichter Stürme Raub,
Krankheit und des Todes Strenge
Wirft sie sicher in den Staub.

Ach! und mehr noch sind die vielen
Schlingen unsrer Sorge werth,
Wenn mit seinen Gaukelspielen
Uns das eigne Herz bethört;
Glühte nicht der Reiz der Jugend,
Nicht der Sinnlichkeit Gefühl:
O! dann wär' ja unsre Tugend
Leichter noch als Kinderspiel.

Kämpfet muthig! Kränze winden
Dort sich in des Dulders Haar,
Wo wir alles wiederfinden,
Was einst hier uns theuer war;
Blickt getrost in jene Welten,
Wo uns nach des Grabes Nacht
Unter friedlichen Gezelten
Reiner jede Freude lacht.

Arnoldine Wolff geb. Weissel.

2.

An Sie.

Nach dem von Kürenberg.

I, 38.

Länger darf ich hier nicht wohnen!
Schafft mein eisernes Gewand
Und mein flinkes Roß zu Hand!
Einer holden Frau zu schonen,
Räum' ich dieses Land.
O mich halten feste süße Schlingen,
Und Sie will mich kosend zwingen,
Herz und Leben Ihr zu weih'n.
Ziemt da Wankelmuth? — O nein!
Meiner Minne
Muß Sie darbend seyn.

Sterne leuchten — doch sie hüllen
Oft in dunkle Wolken sich.
Also birg, ersäh'st du mich,
Birg um deiner Ruhe willen,
Stern der Frauen, dich!
Einen Ander'n, werth so hoher Minne,
Aus der Ritter Schaar, gewinne,
Und dein Sehnen — ach! zu mir —
Ein Geheimniß
Bleib' es für und für!

Haug.

3.

Memento mori.

(im Spätsommer 1802.)

Halb noch Puppe, wiegt die Ephemere
Sich auf dieser Zeitloslilje Rand,
Trinkt der hoffnungslosen Liebe Zähre
Aus dem Kelch, der sich dem Nichts entwand.

Blasse Blume, blühend wenig Stunden!
Du Insekt, zum Tod bestimmt schon heut
Welch Symbol hab' ich in euch gefunden
Von des Erdendaseyns Flüchtigkeit!

Buri.



4.

Bitte.

Lieb' ist süße Bethörung. O du, sanftlächelnde Freundschaft!
Bild' und gründe mein Glück! du bist des Herzens Vernunft!

Haug.

5.

An Burro.

Was deine Kranken tödtet, ist,
Daß du ein Arzt, und keiner bist.

Haug.

6.

Einfall.

Weibliche Lieb' und männliche Freundschaft — ohne die Beyden,
Wäre die Welt nicht schön, wäre das Leben nicht süß.

Gerning.

VI.

Die Blumenlese.

Eine Bagatelle.

Von

Friedrich Rochlitz.

Theodor und Therese waren die glücklichsten Eheleute von der Welt. Schon zehn Wochen waren sie verheirathet. Der Zufall hatte sie schnell einander zugeführt, die Liebe sie schnell einander genähert, das Vertrauen sie schnell verbunden, und die Hoffnung sprach den Seegen über die Verbindung. Denn freylich kannten sie einander wenig. Das machte ihnen nicht die geringste Sorge. In der Ewigkeit ihres Bundes hofften sie Zeit genug zu gewinnen, einander in die Karte zu sehen.

In den neun Wochen auf dem Lande hatte der Himmel nicht Ein Wölkchen. Glücklich Liebende, meynte Theodor, gehören aufs Land. Da liebt Alles mit, und sie sehen's — wenn auch allein. Und Theodor hatte Recht. In der zehnten Woche zog man in die Stadt. Glücklich Liebende gehören in die Stadt, meynte Therese. Es thut so wohl, in dem gemeinen Treiben sich über das Gemeine erhoben zu fühlen. Und Therese hatte nicht Unrecht. Man war nun in der Stadt. Ein Freund Theodors hatte diesem scherzweise Allerley von einer frühern Liebschaft Theresens erzählt. Theodor lachte noch mehr und scherzte noch hübscher darüber, als der Schwätzer: aber das kleine Wölkchen zog doch herauf und kräuselte sich am Himmel.

Theodor war kein alberner Ehemann, aber einer von fünf und zwanzig Jahren war er.

Therese ist heute frühe und leise aufgestanden. Sie sitzt und schreibt. Sie denkt viel nach bey dem, was sie schreibt, und auf das Papier kömmt nicht viel. Das Mädchen bringt den Kaffee Theodors: „Der Herr Hofrath will auf Ihrem Zimmer trinken" — Die Jungfer spricht eben das letzte Wort aus und über Theresens Gesicht streift noch der leichte Unwille, sich eben jetzt gestört zu sehen, wie der flüchtige Schatten, den eine kleine, vorüberziehende Wolke auf eine blühende Frühlingswiese wirft: — da stehet Theodor schon in der Thür. Er hatte alles gehört und gesehen — auch daß Therese das Blatt eilig unter die andern Bogen verbarg. Sie ging ihm sehr freundlich entgegen. Er that auch so — aus Klugheit, meynte er.

Ich störe dich — begann Theodor.

Thut nichts! Es ist mir lieb, wenn du deinen Tag bey mir anfangen willst —

Du hattest aber eben etwas vor —

Gegen die Langweile! Nun bist du da, und ich habe solcher Mittel nicht nöthig. Du müßtest mir denn Langweile machen; und ich weiß nicht — du hast heute so etwas über den Augenbraunen und um den Mund! — Du bist doch wohl? Unruhig geschlafen hast du auch —

Und du hast es bemerkt?

Ja — ich — nun ja! sagte Therese mit reizendem Erröthen und niedergeschlagenen Augen. Ach pfuy doch! rief sie dann possierlich, und lief hochroth davon. Das war nun wirklich allzuliebenswürdig. Theodor holte sie ein, alles war vergessen und der Himmel wieder rein.

Wenn doch nur die artige Frau nicht abgerufen worden wäre! Sie ging. Da kam das Wölkchen wieder. Etwas, das ich nicht sehen soll, ist es — das hat seine Richtigkeit! begann Theodor und trat an das Büreau. Ich verberge freylich nichts vor ihr, was ich schreibe und thue — Nun, sie wird gewiß guten Grund haben, mir dies zu verheelen — Vielleicht ists sogar eine Schäkerey mit mir — Zusammenhang mit gewissen Geschichten hat es gewiß nicht, ganz gewiß nicht — — Es guckte ein Spitzchen des Blattes hervor, Theodor zog es leise noch ein klein wenig heraus — Sieh da, geglättetes englisches Seidenpapier! goldner Schnitt! — Wenn ich die Sache ernsthaft nähme, so dürfte ich durchaus nicht weiter gehen — Aber so — Scherz gegen Scherz — um zuletzt, und also am besten lachen zu können — —

Kurz, Theodor spielte die Rollen der Schlange und des Weibes im Paradiese zugleich. Er zog das Blatt säuberlich hervor, ließ es aber sogleich

vor Schrecken wieder fallen. Es waren — Verse! enggekritzelte, oft durchstrichene, also selbstgemachte Verse! Theodor gehörte unter die vielen wunderlichen Männer, die in Romanen für Weiber die Weiber eindringlich vor Romanen warnen. Wäre er Buchhändler gewesen, er hätte, wie jetzt mehrere, um das Gewissen zu salvieren, selbst in den Ankündigungen seiner eigends verlegten Erzählungen, die reizbare Jugend von so loser Leserey abzuschrecken gesucht. Schrieb nun vollends ein Mädchen etwas anders, als Wäschzettel und Gratulationsbriefe an die Mama, so wurde es ihm gleich unheimlich. Er hatte wahrhaftig seiner eignen Frau desto getroster die Hand gereicht, je ernstlicher sie ihn vom Anfang' ihrer Liebschaft versichert hatte, sie fühle eine besondere Art Wasserscheu — eine Scheu vor aller verliebten Korrespondenz. Und diese Frau, diese seine eigene Frau machte Verse, wie er nun seinen Augen nicht abstreiten konnte! —

Indeß, ein Verliebter findet leicht Auswege — wo nicht für sich, doch für sein Liebchen. Mein Gott, rief er, es ist übermorgen mein Geburtstag! An mich also! an mich! O du liebes, herrliches Weib! wie schwer mag dir die ungewohnte Reimerey geworden seyn! hast dir darum den Morgenschlummer versagt! —

Er hatte unterdessen das Blatt wieder zur

Hand genommen und las: „Sie an Ihn." Da haben wir's ja! Ich bitte dir tausendmal mein Unrecht ab, beste Therese! — Er las weiter:

Der Mond erblaßt, die stillen Sterne weichen,
Es harret die Natur mit sehnsuchtvollem Schweigen,
Und durch des Aufgangs Thor
Tritt Eos mild hervor,
Streut Rosen auf des Himmels Azur-Saum —
Ich bin allein
Und denke dein,
Du, meines Tages Licht, des Nachts mein Traum!

O du edles, treffliches Weib! rief Theodor und küßte das Blatt. Wenn deine Poesie auch nicht die beste ist, deine Seele ist es wahrlich! Er las weiter:

Ich denke dein und ach der süßen Stunden,
Wo wir für Erd' und Himmel uns verbunden —

Ja ja! ich denk' ihrer auch tausendmal! Dank dir und der gütgen Vorsicht!

Da faßt der Trennung Schmerz
Dies tiefgebeugte Herz —

Wie — wie war das? rief Theodor erschrocken, und las die Zeilen noch zehnmal. Sie blieben aber dieselben. Ja, die folgenden setzten die Sache noch mehr ins Klare:

Jetzt darf ich weinen, jetzt noch schläft der Neid —
Ich bin allein
Und denke dein
In deiner seelenvollen Freundlichkeit.

O komm! das Auge nur soll sich erlaben — —

Weiter konnte Theodor nicht lesen. Er zitterte, es wurde ihm schwarz vor den Augen. Er hörte Theresen wiederkommen. Das Unglücksblatt wurde schnell an seinen Ort gelegt. Um sich zu fassen, setzte er sich und stellte sich vertieft in Lesen. Therese wollte ihn nicht stören. Sie machte sich um das Büreau zu thun. Er sahe lauernd über das Buch hinweg, und bemerkte, wie sie lauschte, ob er sie beobachte. Sie glaubte unbemerkt zu seyn, setzte sich, zog leise das Blatt hervor, durchlief es, couvertierte, siegelte, überschrieb, verbarg den Brief behutsam. Das Mädchen kam. Therese winkte ihr, gab ihr — wie sie glaubte, unbemerkt, den Brief und deutete schweigend auf die Addresse. Das Mädchen blinkte ihr zu „verstanden", und steckte gewandt den Brief ein. Theodor hielt es nicht länger aus. Er ging fort. Unaufhörlich summete vor seinen Ohren der fatale Refrain eines alten Liedes:

Ich bin ein Mann, Gott bessr' es, wie viele Männer sind —

Was ist zu thun in so herben Verhältnissen? sagte er. Vor allem muß ich wissen, an wen der Brief gerichtet ist — wer kommen soll, damit das Auge sich erlabe! Er hörte die Jungfer, rief sie, und trug ihr eine Menge kleiner Verrichtungen auf.

Wenn mir der Herr Hofrath nur erlauben wollten erst einen Gang für die Madam zu machen — sagte sie.

Ists so nothwendig?

Ich denke —

Aha, den Brief zu bestellen —

Ja — den Brief — sagte das Mädchen langsam und sahe Theodorn groß an.

Geb' sie ihn mir. Ich gehe ohnehin zu dem Herrn. Ich will ihn selbst abgeben.

Er sagte das so fest, daß das Mädchen langsam in die Tasche griff und den Brief hervorlangte. Theodor las die einfache Aufschrift: Herrn Frey in No. 280. Ganz recht, dachte er; so kurz, wie man an Jemand schreibt, dem man etwas Besseres, als Komplimente, zu sagen hat. Den Herrn mit dem ominösen Namen kannte er gar nicht. Er ging sogleich zu ihm und fand einen muntern, hübschen jungen Mann.

Ich habe diesen Brief an Sie abzugeben von der Frau Hofräthin F. —

Ah, vortrefflich! Ich danke Ihnen herzlich! Geben Sie geschwind! Wen hab' ich die Ehre —?

Ich bin der Sekretär des Hofraths.

So so! und haben das Zutrauen der liebenswürdigen Frau! sagte der Herr mit schmunzelndem Lächeln.

Nicht so ganz —

Denn doch in dieser kleinen Intrigue! fuhr jener fort und drückte Theodorn freundlich die Hand. Wollen Sie mir erlauben, daß ich den Brief in Ihrer Gegenwart öffne?

Genieren Sie sich nicht —

Herr Frey öffnete und las mit sichtbarer Freude. Theodor mußte alles aufbieten, nicht aus der Rolle zu fallen.

Es ist doch ein ganz charmantes Weibchen! begann jener.

O ja, gewiß!

Wenn sie mir nur den Mann nicht geheyrathet hätte!

Wie so? ich kenne ihn doch als recht wacker — sagte Theodor blutroth.

Ja doch, wacker, so viel Sie wollen; aber seine Grillenfängerey —

Von dieser weiß ich wenigstens nichts —

Wie können Sie so sagen! Schon daß die herrliche Frau eine solche süße, und obendrein flüchtige Liebhaberey so verheimlichen muß —

Sie selbst erkennen diese — Liebhaberey für flüchtig? Allerliebst!

Warum denn nicht? weil ich sie benutze, so lang sie dauert? O, leben und leben lassen, Herr

Sekretär: Gerade die Blume muß ich heute pflücken, die morgen verwelken würde —

Theodorn überlief es eiskalt. Jener ließ sich in seiner zutraulichen Geschwätzigkeit so wenig stören, als in seinem selbstgefälligen Lächeln:

Sie sind ein Mann der die Welt kennet, fuhr er fort; wir verstehen uns also! Drum nehme ich sogar kein Bedenken Ihnen zu verrathen, daß es mir hier weniger um die Sache zu thun ist, als um den Namen —

Um den Namen? fuhr Theodor auf.

Nun ja — die Liste, meyn' ich! Wollte Gott, die meinige wäre so lang, wie Leporello's! Was unsre niedliche Freundin gewährt, ist — allerdings mit bestem Dank anzunehmen, aber denn doch nicht außerordentlich. Unter uns das! Der Name hingegen — sehen Sie? die eigends unterzeichnete Therese — diese thut mir sehr wohl! Diese soll mir, verstehn Sie wohl! noch manches schüchterne Kind anlocken!

Herr! rief Theodor empört, und faßte den eitlen Schwätzer beym Kragen.

Zum Geyer, was haben Sie denn? Lassen Sie doch los! Sagen Sie mir nur, wie Sie mir vorkommen? Ich glaube fast, Sie machen ähnliche Spekulation auf Madam und sind eifersüchtig! O lassen Sie die Lächerlichkeit! Noch einmal: leben

und leben lassen! Man muß die Dinge mitnehmen, wie sie eben sind, sonst nehmen Einen die Dinge mit, und da stehet's schlecht.

Das verhalf Theodorn zu einer Wendung. Ja, sagte er sich sammlend; ich will es nur gestehen: ich habe gleiche Absichten auf die liebenswürdige Therese.

Nun, warum sagten Sie das nicht gleich? Geben Sie mir Ihre Hand — so! Ich habe zu viel Erfahrung in solchen Angelegenheiten, als daß ich mich nicht traktabel finden ließ. Wir müssen uns nur gegenseitig verständigen. Suchen Sie sich Ihre Freundinnen, und lassen Sie mir die meinigen. Wenn Sie mir nicht entgegen sind, spring' ich Ihnen mit Rath und That bey. Denn es fehlet Ihnen noch an Routine. Und Routine, schwör' ich Ihnen, thut hier alles. Der Funke ruhet in Allen — Männern und Weibern mit lebendigem Gefühl und reizbarer Phantasie: aber ihn im rechten Moment herausschlagen, mein Herr; ihn behende zur Flamme anblasen, mein Herr Sekretär — das ist die Sache! — Nun denn, Sie rechnen auch auf meine liebe Hofräthin! Ganz recht ist mir's nicht; indeß, was will ich machen, wenn sie gegen Sie eben so gefällig seyn will? Ja, nach dem, was Sie mir so eben gebracht haben, kann ich vor der Hand mich begnügen. (Er wollte hier

schon wieder Theodorn verbindlich die Hand drük-ken.) Haben Sie sich der allerliebsten Frau schon entdeckt?

Nein; ich bin sehr schüchtern —

Taugt nichts! Mit übergroßer Bescheidenheit kommen Leute, wie wir, am allerwenigsten auf einen grünen Zweig.

Der Hofrath versteht in solchen Dingen keinen Spaß —

Ja doch, ja! ich weiß recht gut! fiel Herr Frey lachend ein.

Ich hoffe, Sie sollen für mich sprechen —

Ich? Viel verlangt! Für Sie, heißt ja, gegen mich! Indeß, mit dem — Haussekretär darf ichs nicht verderben. Da ist meine Hand —: ich werde für Sie!

Aber bald! recht bald! Sie können denken, daß mir viel daran liegt!

Ja ja! recht bald!

Sie kommen zu ihr? sagte Theodor und wieß auf den Brief.

Ich komme zu ihr! antwortete Frey und klopfte vergnügt auf das Blatt. Ich muß ihr ja meinen Dank zu Füßen legen. Und das heute! Die Damen sind in solchen Angelegenheiten ein wenig häkelig.

Kommen Sie sogleich mit mir!



Recht gern, wenn Sie mich meine Toilette machen lassen. Madame wird dann um so besser von meiner Freude über das Erhaltene überzeugt! —

Herr Frey öhlete den Tituskopf und fuhr eilig in den schwarzen Frak. Theodor hatte indessen Zeit, seinem Plane weiter nachzudenken. Das Beste dabey war, daß ihm, zwischen den Anwandlungen von Fieber-Frost und Hitze, sein guter Humor, als Verbindungspartikel, wiederkam. Die Herrn gingen. Sie finden Madame jetzt allein, sagte Theodor unter Weges. Der Hofrath ist eben in eigenen Verrichtungen außer dem Hause. Sie gehen allein zu ihr. Ich schleiche mich ins Kabinet, wo ich Ihre Unterhaltung so ziemlich zu verstehen hoffe. Wenn Sie von mir sprechen und ich es an der Zeit halte, trete ich ein.

Charmant, sagte jener; ich werde Sie nicht nennen, eine artige Ueberraschung vorbereiten, und so der Scene einiges Theatralische geben. Ich liebe das. —

Herr Frey trat in Theresens Zimmer, der Hofrath ins Kabinet. —

Madame, begann jener, ich fliege zu Ihnen, um Ihnen meinen innigsten Dank zu bringen — nicht nur für den unschätzbaren Beweis Ihrer Gunst, den Sie mir sandten, sondern schon dafür,

daß Sie überhaupt Etwas sandten — Und so fuhr er fort, seine Antithesen und süßlichen Witzeleyen so zierlich als möglich vor der hübschen Frau auszulegen. Dem horchenden Hofrath that es wohl, daß man dergleichen Schauessen auftrug, und noch wohler, daß seine Frau sie als solche behandelte, und den glatten Truchseß auch nicht anders. Nun bog dieser aus, um auf die geheimen Artikel des Allianztraktats zu kommen —

Es kann nicht fehlen, das Schöne muß in allen schönen Seelen Huldigung finden, denn — es ist schön, Madam! Es kann auch nie fehlen, jede schöne Seele muß das Schöne in sich als Eigenthum aufzunehmen wünschen, denn — es ist schön, ist ein Theil seines Selbst, meine Frau Hofräthin!

Wohin will denn das? fragte Therese lachend.

Zu einem meiner Freunde! sagte Herr Frey. Verkennen Sie mich nicht, weil gerade Ich seiner gedenke: es ist, weiß Gott, eine Anwandlung von Großmuth. Er ist ein wackrer Mann, ist auch Ihnen werth — ich weiß! — und sehnet sich in schüchterner Bescheidenheit nach der Gunst, womit Sie mich beglücken. Ich seh' es, es will die immer reine Quelle der Heiterkeit auf Ihrem Gesicht trüben: aber wenn ich Ihnen meinen Mann vorstelle — —

Hier trat Theodor aus dem Kabinet und blieb

mit nur allzuseriöser Miene im Hintergrunde. Therese sahe die Herrn wechselsweis mit großen Augen an:

Das, das ist der Herr, der sich „in schüchterner Bescheidenheit nach der Gunst sehnt," wovon Sie solches Aufheben machen?

Das ist er, sagte Frey schlau lächelnd.

Der sich in mein Geheimniß geschlichen hat?

Ich kann's nicht leugnen, sagte Theodor recht pathetisch. Sie lachen? Ich gestehe, daß ich prosaisch genug denke, dergleichen Angelegenheiten nicht so leicht hin zu nehmen, wie Madame!

O das weiß ich, mein Herr! fiel Therese ihn komisch parodierend ein. Darum verheimlichte ichs Ihnen, und — schwach, wie wir Weiber sind, nicht wahr? — konnte ich mir's doch auch nicht versagen, weil ichs so schuldlos finde. Aber Sie, mein gestrenger Schleicher, Sie haben insgeheim dieselben Plane, wie dieser Herr; Sie sammlen auch Gedichte zu einer neuen Blumenlese für das künftge Jahr — —

Wie? Gedichte? Blumenlese? rief Theodor. Therese ließ sich nicht unterbrechen:

Haben eine poetisierende Frau im Hause, kennen sie als solche, und sagen ihr kein Wörtchen davon? Ist das wohl hübsch?

Da merkte der Hofrath — Unrath. Es fiel

ihm von den Augen, wie Schuppen, und er strich sich über das Gesicht, als wolle er die Schuppen vollends wegwischen. Er raffte sich auf mit der Sache vollends ins Klare zu kommen, und die liebe Frau wieder gut zu machen, aber den ehrlichen Autor nicht klug.

Nun denn, mein Herr, begann er, mit seiner Verlegenheit ringend — Wie steht es um Ihren neuen Almanach?

Recht gut! Der fünfte Bogen ist so eben gesetzt und ich bin glücklich genug schon Manuscript zur Hälfte des sechsten zu besitzen —

Wenn Sie das Gedicht dieser Dame dazu rechnen?

Ja!

Das ich Ihnen vorhin brachte?

Ja!

Das „Sie an Ihn"?

Ja ja!

Das alles ist dem versteckten Herrn bekannt, und — —

Und der versteckte Herr, fiel Theodor Theresen ein, wollte die versteckte Dichterin gern mit gleicher Münze bezahlen. Weiter auf der Welt nichts! Mein Almanach — der war eine kleine Fiktion, blos zur Einkleidung. Aber ich bin so eine grundehrliche Seele, daß mich selbst eine solche Einklei-

dung schon verlegen macht — man siehet mir's gleich an. In der That, ich sammle keine Blumenlese — Und doch, fuhr er von seinem Gefühl überwältigt und die geliebte Frau an seine Brust schließend fort — doch sammle ich eine in dieser Gesellschaft; nur keine, die man drucken läßt! Diesem Herrn aber geben wir nun gemeinschaftlich Beyträge „Sie an Ihn" — „Er an Sie" —, wenn er sie aufnehmen will.

Mit größtem Vergnügen, sagte der Autor und rieb sich die Augen. Wie ich die Verhältnisse sehe, werden sich Ihre Lieder wenigstens auf der untersten Staffel wahrer Poesie mit Ehren halten — vom innigen Gefühl sprech' ich.

Das gebe der Himmel! sagten die Eheleute, einander fester umfassend.

Doch um einige Mannichfaltigkeit wollt' ich ergebenst bitten! fiel Herr Frey ein. Jene lachten; dieser lachte vorläufig mit, und fragte sinnig: Wie? —

I.

Einfall.

Haß und Liebe — sie grenzen im Menschen dicht an einander,
Aber nirgends so nah, als in der weiblichen Brust.

Gerning.

2.

Das Sorgenfrey.

Dich, mein Gütchen, will ich malen,
Malen, was in diesen Thalen,
Abgeschieden von der Welt,
Meinem Herzen wohlgefällt.
Hier läßt mich der Zaun von Schlehen
Kaum des Dörfchens Dächer sehen.
Ach! hier ist's so traut, so still,
Wie mein Herz es wünscht und will.

Jugendlichen Sinns und heiter,
Athmend Labeduft der Kräuter,
Rück' ich meinen Wanderstab
An dem Mühlbach auf und ab.
Stunden lang mag ich's belauschen,
Was die Mühlenräder rauschen,
Was die kleine Quelle schwätzt,
Die des Pfades Gräser netzt.

Wenn, im Schatten der Syringe,
Ruhend, ich ein Liedchen singe,
Tönt der Kühe Schellenklang
In den ländlichen Gesang.
Unter'm Schall der Hirtenflöte
Ziehen, bei der Abendröthe,
Lämmerheerden voller Ruh'
Langsam ihren Pferchen zu.

Nun beginnt die Schlummerstille
Der Natur. Die Wiesengrille
Zirpet schüchtern und halblaut
Aus dem krausen Farrenkraut.
Blüthenkäfer, summend leise,
Wagen ihre luft'ge Reise;
Während Schlaf gefesselt hält
Jedes Leben auf dem Feld.

Wo sich Blum' an Blume schmieget
Gleich umarmten Gatten, wieget
Träumend sich der Schmetterling,
Der an ihren Kelch sich hieng.
Weste mit gebundnem Flügel
Schwärmen um den Schlummerhügel.
Jedes Blümchen auf der Au
Letzet sich im Silberthau.

Dürft' ich unter diesen Bäumen
Hoffnung goldner Zukunft träumen,
Träumen, daß dieß Sorgenfrey
Meines Alters Ruhsitz sey
Ach! so wohl wird's nie auf Erden
Einem müden Fröhner werden.
Mit des Morgens erstem Blick
Reißt ihn das Gewühl zurück.

Buri.

VII.

Unterhaltungen.

Von

A. W.

Alles zeigt den eingeweihten Blicken
Eines Gottes Spur.

Müller fand die Freunde in der Laube bei Louisen. Sie erwartete ihren Geliebten, der heute wieder nach dem ehemahligen Kloster geritten war, das im Gebirge lag und in dessen Archive er Urkunden suchte, deren er zu seinen historischen Arbeiten bedurfte.

Der Doktor beschäftigte sich, Louisen mit einigen neuen und schönen Blumen bekannt zu machen, die er ihr aus der Stadt mitgebracht hatte, aber sie konnte ihre Ungeduld nicht länger verbergen, verließ einigemahle die Laube und gieng die Terrasse auf und nieder, von welcher man den Weg übersah, den Eduard zurückkommen mußte. Kommen Sie, rief sie unsern Freunden zu, lassen Sie uns hier bleiben, der Jesmin duftet so lieblich und die Aussicht wird mit jedem Augenblicke reizender. Wirklich verbreitete sich die weite Landschaft sehr heiter in dem glänzenden Lichte des Abends, und ein tieferes Blau erhob die fernen Gebirge, indeß ein warmer glühender Schein sich über die näheren Wälder ausgoß. Das Dorf zu

ihren Füssen unterhielt sie mit bunten Bildern ländlicher Freude und Ruhe; ihre Blicke trennten die schönen Farben der Landschaft. Mir ist der Abend viel schöner als der Morgen, sagte der Doktor. Es ist ein grosses, wunderbares Gefühl, der erste Strahl der Sonne, aber diese Gluth der Farben, diese Sehnsucht des Tages und das erste Herabsinken der Sonne macht mich froh und still, wie kein anderer Blick in die Welt. Dazu der Feierabend, alle Mühe hat ein Ende, die Blume duftet, der Mensch ruht und lebt.

Der Tag ist Trennung, versetzte Müller, der Abend ist Wiedersehen; Phöbus eilt in die Arme seiner Freundin und jedes Herz wird sehnsüchtig.

Louise hörte wenig von diesen Bemerkungen, sie sah ihrem Freunde entgegen. Wo er auch bleiben mag, sagte sie, er ist mit dem Tage fortgeritten! — Es ist auch nicht Recht, versetzte Müller, — Verzeihen Sie, antwortete Louise erröthend, ich wäre gern bei ihm, aber wer dürfte tadeln, daß er mich verläßt, um ein Werk zu Stande zu bringen, das so große und schöne Wirkungen haben kann. Jetzt zwar wäre mir angenehmer, ihn ungestört zu besitzen, aber wie glücklich werde ich seyn, wenn ihm die Arbeit gelingt, die alten Rechte der Stände erhalten, die Würde und der Wohlstand der Provinz wieder hergestellt werden! Kann

denn ein Weib einen Mann lieben, den sie nicht achtet und wäre ein Mann in unserer Zeit achtungswerth, der sich nicht mit allen Kräften der hereinbrechenden Zerstörung widersetzt? —

Eduard kam endlich, er ritt schnell und war bald unter der Terasse des Gartens. Er rief der Gesellschaft die freundlichsten Grüße zu, Louise eilte, ihn zu empfangen und kam mit ihm zurück; alle genossen vergnügt den schönen Abend. Und Sie haben mir nichts mitgebracht, auch nicht eine Blume, sagte Louise scherzend. Sehen Sie, wie viel besser der Doktor ist und mit welchen schönen Blumen er mich beschenkt hat.

Ich habe mehr für Sie, als Sie denken, versetzte Eduard, denn ganz zufällig ist mir ein Pergament in die Hände gefallen, das einige alte, und wenn ich nicht irre, sehr schöne Lieder enthält, die ich Ihnen abschreiben werde. Und dann, zu ihren Blumen eine Lebensblume, die Bemerkung einer treuen Seele —

Erzählen Sie, sagte Louise.

Sie wissen, mit welcher Härte man die bisherigen Bewohner der Klöster vertreibt, wie schnöde und unvorsichtig man die Heiligthümer des Volks, den Glanz seiner Kirchen und die Würde seiner Geistlichen mishandelt. Dieselbe Habsucht hat auch das Kloster zerstört, von dem ich zurückkomme,

die Kirchenschätze wurden fortgeführt, die Geistlichen mit einem kleinen Unterhalte verwiesen. Alle Brüder schätzten sich glücklich, da ihnen ein benachbarter Fürst einen neuen Zufluchtsort anwieß; ein einziger Greis, der älteste Geistliche des Stiftes, weigerte sich hartnäckig, mit ihnen diese Gegend zu verlassen. Er lebte in dem Dorfe von den Wohlthaten der Landleute, die ihn lange liebten; in den geweihten Stunden gieng er in die zerstörte Kirche und betete an dem leeren Altare und als er vor einigen Tagen starb, war seine letzte Bitte ihn in den Klostergarten neben seinen Brüdern zu begraben. Dort schlummert er jetzt.

Sie nannten diese Anekdote eine Lebensblume, sagte Müller.

Verzeihen Sie mir den Ausdruck, antwortete Eduard, ich denke mir gern das Leben wie eine Pflanze, die in Treue und Liebe aufblüht.

Und Treue und Liebe ist Ihnen dasselbe?

Wenn Sie mir noch einmal das Bild erlauben wollen, Liebe ist mir die Blüthe, Treue die Frucht des Lebens. —

Geben Sie mir lieber einen Begriff von Treue.

Sie ist das immer gegenwärtige Bewußtseyn der Liebe.

Wie steht es um die Geschichte der Treue, welche Sie schreiben wollten, fragte der Doktor.

Ich denke noch fleißig daran, versezte Eduard.

Geben Sie uns eine Erklärung dieser Idee, sagte Müller, die mir sonderbar scheint.

Sie ist in der Ueberzeugung gegründet, der eigentliche Inhalt des menschlichen Lebens und aller menschlichen Begebenheiten sey die Liebe; die Bedingungen aufzufinden, unter welchen diese selbst in der Geschichte sichtbar wurde, war die Aufgabe meines Werks; eine Geschichte der Frauen und ihrer Verhältnisse, aus einzelnen Zügen der Geschichtschreiber, den poetischen Werken jeder Nation, der jedesmaligen größern oder geringern bürgerlichen Würde und der Tugend der Männer.

Schwerlich möchten sich Data genug finden —

Wenn ich nur Verstand genug hätte, die politischen Verhältnisse der Völker so einzusehen, wie es zu diesem Endzwecke nothwendig ist!

Was aber haben die Frauen mit dem Staate zu schaffen?

Die Treue bildet die Familie, die Familie den Staat. Gerade darum, daß diese nützliche Wahrheit allgemeiner werde, liegt mir das Projekt sehr am Herzen. Auch möchte ich gern den Frauen dienen, und seit ich die Hoffnung aufgegeben habe, ein Dichter zu werden, sehe ich nur in diesen Erklärungen der Poesie meine Wünsche erfüllt.

Die Frauen, meinen Sie, sollten nur Dichter lesen?

Fragen Sie unsere Freundin, ob sie ein andres Buch kennt —

Ich weiß noch, sagte Louise, wie Du den ersten Entwurf dieses Werks gedacht hast. Damals, wie meine Schwester uns von dem treuen Mädchen in Elsaß erzählt hatte, und auf dem Heimwege sprachst Du wie den ganzen Abend, wie überall dieser göttliche Strahl leuchtet. Das gute Mädchen! Gieb unsern Freunden die Erzählung!

Könnte ich nur erzählen, wie Deine Schwester! Diese Geschichte ist einer ihrer Freundinnen, der Gräfin von D* begegnet. Diese wohnte, während ihr Mann im Felde stand, auf einem einsamen Landhause; damals, als die Franzosen so schnell vorrückten und die unglücklichen getäuschten Landleute dem Aufruhre folgten, befand sie sich plözlich in einer großen Gefahr. Ein wilder Haufen bestürmte das Schloß, sie lag krank und fand sich mit ihren Kindern und ihren Frauen allein, da ihre wenigen Diener furchtsam oder treulos genug waren, sie zu verlassen. Sie war in das innerste Zimmer geflüchtet, der wüthende Haufen war in das Thor gedrungen, sie hörte das Geklirre zerschlagener Fenster, das Geschrei der Plünderung und lag in Todesangst, die Kinder schrien

laut, die Dienerinnen lagen betend auf den Knien. Ihre Angst war auf's Höchste gestiegen, als ein leises Pochen an der Thüre sie aufmerksam machte, eine schüchterne Stimme bat, eingelassen zu werden. Die Gräfin hieß eine ihrer Frauen, vorsichtig nachsehen. Ein Mädchen trat in die Thür und warf sich weinend an dem Bette der Gräfin nieder, die aus ihren klagenden Reden kaum so viel verstand: Man wolle sie und ihre Kinder mishandeln oder gefangen fortführen, alles wüthe gegen ihren Gemahl. Die gute Gräfin war einer Ohnmacht nah. Sie können sich retten, meine gnädige Frau, sagte das Mädchen, meinen Brüdern gehört die Mühle unten im Holze, sie harren draussen, um Sie hinzuführen, ich nehme die Kinder, dort sind Sie sicher. Die Gräfin widerstand im Gefühle ihrer Krankheit, doch siegten die Bitten des Mädchens und ihre Furcht. Die Brüder führten sie, man rettete sich leise durch einen Flügel des Schlosses und kam unbemerkt an die Mühle. Hier blieb die Gräfin lange glücklich verborgen. Als sie sich kaum von jener schrecklichen Nacht erholt hatte, zog das Mädchen, das sie mit Gefahr ihres Lebens errettet, ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich. Ihre anmuthige Gestalt verrieth die edle Seele, die sie bewährt hatte, in ihren Gesichtszügen war die reizende Erinnerung einer sehr schönen Jugendblüthe,

ihr Ausdruck und Benehmen enthielt eine ungewöhnliche Feinheit und Bildung. Doch über dieses reizte die Gräfin, daß das liebe Mädchen ängstlich vermied, sich mehr mit ihr zu beschäftigen, als die Dienste verlangten, welche sie ihr ehrerbietig leistete, dafür eine ununterbrochene zärtliche Aufmerksamkeit für die Kinder der Gräfin hatte. Sie machte sich beständig mit ihnen zu schaffen, ja, als einmal die Gräfin, unbemerkt von ihr erwachte, sah diese, wie sie ihren jüngsten Knaben, der dem Grafen am meisten glich, in den Armen hielt und heftig weinend mit Küssen bedeckte. Ihre Scheu vor der Gräfin, ihre Zärtlichkeit für die Kinder schien immer größer. Da nach einigen Wochen sich die Stellung der Armeen veränderte und den besorgten Freunden der Gräfin möglich wurde, sie aufzufinden, war der Weg zu ihrem Gemahle sicher und sie eilte zu ihm. Aber vergeblich waren die heissesten Bitten, mit denen sie ihre Retterin beschwor, mit ihr zu gehen, sich nie wieder von ihr zu trennen. Das Mädchen beharrte in ihrem Vorsatze, bei ihren Brüdern zu bleiben, mit einer Hartnäckigkeit, in welcher die Gräfin auf's Neue die Abneigung gegen sich fühlte, die ihr immer räthselhafter wurde. Sie war kaum zu ihrem Manne gekommen, als sie ihm ihre Gefahr und die großmüthige Rettung des Mädchens erzählte;

der Graf ward ernst und ließ sich das Mädchen, die Mühle, die übrigen Verhältnisse näher beschreiben und eine schnelle Blässe bedeckte sein Gesicht. Der Gräfin entgieng diese Gemüthsbewegung nicht, sie drang in ihm, sich zu erklären. Er umarmte sie heftig, aus seinen Augen drangen Thränen. Was soll ich es Dir verbergen, rief er aus, ich kenne das theure Mädchen, ich kannte sie, eh' ich Deine Liebe gewann und ich Unglücklicher! habe sie in meinem Glücke treulos verlassen! Die Gräfin erkannte den ganzen Zusammenhang der Begebenheit; sie drang in ihren Gemahl, ihr die Freundschaft der treuen Seele zu verschaffen und da ihn bald nachher seine Pflicht wieder ins Feld rief, bestand sie darauf, ihre Retterin aufzusuchen. Sie kehrte wirklich zurück, sobald die Gefahren des Krieges es einigermaßen erlaubten. Wie freute sich die edle Frau, als sie der bekannten Gegend sich näherte, wie beschäftigte sich ihr Herz mit Entwürfen, die ihrer werth waren. Sie kam zu spät und fand in der Mühle nur die Brüder des liebenden Mädchens, die ihr mit vielen Thränen den Tod ihrer Schwester erzählten. Wir konnten nicht ergründen, was ihre Krankheit war, sagte der älteste Bruder, sie ward mit jedem Tage stiller und schwächer; wenn sie glaubte, allein zu seyn, weinte sie bitterlich, ausserdem war sie immer



freundlich. So still und freundlich ist sie auch gestorben. . . .

Einfälle.

Alles im Leben fließt an einem Punkte zusammen,
Welcher sich Liebe nennt; — so strömen die Flüsse zum Meere hin.

Was dem Herzen entsproß trägt süße Früchte dem Leben.

Gerning.

VIII.

Die Gebrüder Schröder.

Eine wahre Anekdote.

Von

August Meißner.

Johann Friedrich, Freiherr von Schröder, der erst vor ein paar Jahren zu Ollmütz, als K. K. FeldMarschall-Lieutenant starb, und die Hochachtung seiner Rang-genossen, die Liebe seiner Untergebnen noch mit ins Grab nahm, war von Geburt ein Berliner. Sein Vater, ein bürgerlicher Beamter, in Königlichen Diensten, mochte nie viel eignes Vermögen besessen, und auch das Wenige noch bei einer zahlreichen Haushaltung zugesetzt haben; daher hinterließ er Witwe und Kinder in sehr bedrängten Umständen. Unser Schröder, und ein jüngrer Bruder mußten auf Schulen und Universitäten manches Bedrängniß sich gefallen lassen; doch blieben sie den Wissenschaften getreu. Rechtsgelahrheit sollte die Ernährerin des Aeltern werden, aber sein Lieblingsfach war Mathesis. Der Jüngere erwählte sich die Arzneikunde.

Jezt waren beide, wie man zu sagen pflegt, mit ihren Akademischen Studien fertig; hatten wirklich das Ihrige brav gelernt; konnten darüber von ihren Lehrern manches günstige Zeugniß aufweisen, und sahen gleichwohl in ihrem Vaterlande der Aussichten zu einer baldigen Versorgung wenig oder gar keine vor sich. Ein jugendlicher Unternehmungsgeist rieth ihnen zu versuchen: ob

es nicht im Auslande besser gehen dürfte? die Oestreichischen Staaten standen damals im Ruf: daß es dort viel Geld, ein wohlfeiles Leben, und für den Ausländer manche Gelegenheit sich empor zu schwingen gäbe. Unsre Brüder trauten diesem Gerüchte vielleicht ein wenig allzurasch; nahmen zusammen, was sie hatten, verkauften, was sich entbehren ließ, gingen nach Regenspurg, und von da auf der Donau nach Wien.

Doch das Glück schien nicht in die Segel ihres Schiffleins zu wehen! Ihre Erwartung fand sich bitter getäuscht. In der großen geräuschvollen, prächtigen Kaiserstadt sahen sie sich verlohren, wie zwei Tropfen im Weltmeer. Freilich erblickten sie des Reichthums überall gewaltig viel, auch der Menschen, die im Ueberfluß lebten, und diesen sich leicht erwarben, nicht minder. Aber sie, ohne Gönner, ohne Empfehlung, von fremder Religion, und überdies auch von einer Landsmannschaft, die in Wien damals nicht sehr beliebt zu seyn pflegte, hatten keinen Antheil an diesem Wohlstande. Ihre kleine baare Habe schmolz nur allzuschnell; und bald sahen sie sich in peinlichster Verlegenheit: woher sie nur ihren nothdürftigen Unterhalt nehmen sollten?

Der jüngere Schröder erhielt zwar durch einen Engländer, der einige Kenntniß der Naturgeschichte

bei ihm spürte, die Zusage, auf einer Reise nach den Ungarischen Bergwerken freigehalten zu werden. Doch genauer betrachtet, war dies nur eine Fristung auf wenige Wochen, und zugleich ein Wagestück mehr. Der Aeltere blieb daher auch in Wien, und nährte sich übel und böse durch Abschreiben bei einem Advokaten. Immer bekam er hier nur, was die gewöhnlichen Schreiber nicht bestreiten konnten, oder nicht machen wollten. Aber selbst dieser klägliche Erwerb drohte nächstens zu enden. Die Frau vom Hause war sichtlich dem Fremden abhold, der sie vielleicht nicht oft genug Ewr. Gnaden genannt hatte. Schröder hört' es selbst einmal mit an, wie sie im nachbarlichen Zimmer ihren Herrn, *) wegen seiner unzeitigen Milde gegen einen Preußen und Ketzer zugleich, ausschalt. So oft er nun wieder ein Päcktlein Abschriften überreichte, und dafür mit zwei oder drei Siebzehnern abgelohnt wurde, so oft versah er sich auch der traurigen Weisung: daß man seiner Dienste nicht ferner benöthigt sei. Unerwartet bot sich ihm ein neuer Nahrungszweig dar. Auch

---

*) So, dem Mosaischen Gesetze treu, nennen im Oestreichischen fast alle Frauen von einigem Stande ihre Männer. Mit der Herrschaft selbst steht es, wie in dem übrigen Teutschland.

er schien anfangs geringfügig und bald wieder verwelkend zu seyn; desto angenehmer überraschten die Früchte, die er zuletzt trug. Doch um das Nachfolgende ganz zu verstehen, ist eine kleine Ausschweifung unvermeidlich.

An der Spitze des K. K. Artillerie-Wesens stand um diese Zeit Fürst Wenzel von Lichtenstein, ein Mann, zu dessen Lobe es damals schon nur eine Stimme gab, und noch giebt. In allen seinen Handlungen durch einen gewissen Zug von Größe, und Seelen-Erhabenheit ausgezeichnet, als Feldherr und Staatsmann seinem Vaterlande und Monarchen gleich nützlich, erwarb er sich doch den schönsten, unvergänglichsten Ruhm durch die Verbesserung, — oder vielmehr durch eine ganz neue Schöpfung, des ihm anvertrauten Geschütz-Faches. Keine Mühe war ihm hier zu lästig, keine Sorgfalt zu geringfügig, kein Aufwand aus eignem Vermögen allzugroß. Sobald es irgendwo die Rede von einer Verbesserung gab, stand auch sein Ohr zum Anhören, seine Börse zur Ausführung offen. Jeden Schaden des mislungnen Versuchs *) trug er selbst, jeder Vortheil des Gelingens

*) Nach gar nicht übertriebnen Rechnungen schoß L. jährlich aus eignem Vermögen vierzig- bis funfzigtausend Gulden zu; und dies von 1744 bis 1772!

wucherte für den Staat. Freunde und Feinde mußten seiner Redlichkeit, seiner Großmuth, seinem sich aufopfernden Vaterlandsgeiste das Zeugniß ertheilen: Man suche einen zweiten Lichtenstein in allen Ländern von Europa vergebens! — Selbst in den Schriften desjenigen Monarchen, der durch seine Vorkehrung so manches Hinderniß auf dem Pfade des Sieges fand, durch ihn manches Tausend seiner besten Krieger und sogar ganze Schlachten verlor, *) — selbst in K. Friedrichs Jahrbüchern ward Lichtenstein mit Ruhm unsterblich.

Zu den mancherlei Maaßregeln, durch welche er die Kenntnisse seiner Untergebenen zu vermehren, ihren Wetteifer anzufeuern strebte, war auch, daß er ihnen durch eigne Lehrer Vorlesungen über Mathesis, Geometrie, und andre einem wahren Feuerwerker nöthige Wissenschaften ertheilen ließ. Die Zuhörer wurden dann nach Klassen und Stunden geordnet; gewöhnlich vierzig bis funfzig machten eine eigne Abtheilung aus. Oeffentliche Prüfungen entschieden über ihre Fortschritte; nur die vorzüglich Befundnen wurden weiter befördert. Bei Besoldung der Lehrer scheut' er keine Kosten. Ausländer oder Fremde nahm er dazu ohne Unterschied

*) Selbst den Verlust des Treffens bei Kollin sucht K. Friedrich größtentheils in der Kriegsschule Lichtensteins.

auf; nur auf wirkliches Verdienst glaubt' er dabei sehn zu müssen; keine Empfehlung galt; keine Schmeichelei nützte. Daß ihm aber, trotz des besten Willens, hier doch zuweilen eine kleine Menschlichkeit zustieß, läßt sich nicht leugnen. Wenigstens hatt' er gerade damals, als unser Schröder in Wien sich befand, einen Mann zum Lehrer der Mathesis befördert, der von Geburt ein Franzose war, in seinem Fache vielleicht schätzbare Kenntnisse besitzen mochte, aber gleichwohl für den Posten, auf welchem er gestellt worden war, zwei wichtige Fehler besaß; denn er verstand äußerst wenig teutsch und noch minder die Kunst für Ungelehrte sich faßlich zu machen. Wie seine Zuhörer dabei zurechte kamen, wird bald ein Beispiel erläutern.

Wein war damals zu Wien ein Lebensbedürfniß, das man zu sehr wohlfeilen Preisen sich verschaffen konnte. In mehrern Kellern schenkte man das Seidel zu zwei bis drei Kreuzern aus. Es war dann freilich kein Trunk für einen Prälatentisch, aber schon ein Landgewächs von leiblicher Güte. — In einem Keller dieser Art war eines Nachmittags auch Schröder hinabgestiegen; vielleicht blos um seinen Durst zu stillen, vielleicht auch um nur auf einige Minuten der Nahrungssorgen zu vergessen, die immer herber, immer drückender wurden. Indem er so sein Fläschlein

vor sich stehen atte, kamen drei Feuerwerker geradenwegs aus der Vorlesung ihres — unteutschen Professors, nahmen Platz an einem nachbarlichen Tische, und begonnen ein Gespräch ohngefähr des Inhalts.

„Es sei doch eine verzweifelte Sache, daß die „liebe Mathematik sich so schwer verstehen und be„halten ließe! Da gingen sie nun schon so viele „Monate in dieselbe, und wie wenig sei ihnen „davon deutlich! Zumal die jetzige Abtheilung, „womit ihr Professor schon seit zehn Tagen sie „quäle! Acht hätten sie gewiß darauf gegeben, so„viel es nur möglich sei, und doch verständen „sie beinah keine Sylbe. Wie es ihnen wohl „dann gehen würde, wenn in sechs Wochen die „öffentliche Prüfung komme? Fürst Wenzel werde „sicher dabei seyn, und verstehe in dem Punkte „durchaus keinen Spaß. Wer hier schlecht bestehe, „habe im Leben keine Beförderung, und jetzt wohl „obendrein eine empfindliche Strafe zu erwarten.“

So klagten sie sich wechselseitig ihre Noth und Besorgniß; und zwar in einem Tone, der muthmaßen ließ, daß es ihnen gar nicht an eigentlichen Fassungsvermögen, sondern nur an gehöriger Anleitung mangle. Schrödern entging kein Wort von ihren Gesprächen. Anfangs belustigte es ihn blos; nachher aber rührt' ihn wirklich die Verle=



genheit dieser guten Leute, und da ihm überdieß die Möglichkeit vordämmerte, daß sich hier auf einer Seite etwas Gutes stiften, auf der andern etwas verdienen lasse, so stand er endlich auf und nahte sich ihrem Tische.

„Verzeihung, meine Herrn, sprach er, wenn ich unaufgefordert in Ihr Gespräch mich mische. Aber Sie thun wahrlich der Mathematik Unrecht, wenn Sie auf solche so unbedingt schmähen. Sie ist nur dann schwer, wenn sie dunkel vorgetragen wird. Was zumal die Materie betrifft, von der sie zuletzt sprachen, so ist es gerade eine der leichtesten in der ganzen Mathesis. Ich kenne freilich, meine Herrn, Sie alle nicht, aber wenn Sie sich anders nur ein wenig zusammen nähmen, so getraute ich mir in zwei oder drei Stunden diese ganze Abtheilung Ihnen deutlich zu machen.

„In zwei oder drei Stunden — rief der Aelteste von ihnen — das, was uns schon zehn Tage lang quält? Herr, wenn Sie das könnten, wir wollten den Liebesdienst von Ihnen nicht umsonst verlangen.

Sch. Desto besser, lieben Freunde! Wollen wir es einmal versuchen. Ich bin zur Probe erbötig. Bestimmt selbst wo und wann!

„Wo? Ja freilich, da haben wir keinen Ort dazu. Aber wenn Sie ein einzelnes Quartier hät-

ten, — wenn Sie uns dort hinzukommen erlaubten?

Sch. Auch das! Meine Wohnung ist auf der Schotten Bastei, ist ziemlich enge; hat aber doch Raum genug für uns alle viere. Sagt, wenn ihr morgen zu mir kommen könnt!

Diese Abrede war bald getroffen. Die Feuerwerker erschienen pünktlich. Schröder begann seine Vorlesung; die Zuhörer verstanden ihn größtentheils, und erfragten, was ihnen doch noch in seiner fremden Mundart dunkel zu seyn schien; keine Sylbe von ihm fiel fruchtlos auf die Erde.

„Herr, hob am Schlusse der Stunde der Aelteste von diesen dreien wieder an, schon diese heutige Probe überführt uns, daß Sie halten können, was Sie versprachen. Bei Ihnen wird uns sonnenklar, was wir für unergründlich bei unserm Professor hielten. Wenn Sie unser Lehrer seyn wollten! Viel hab' ich nicht übrig, aber die Hälfte meiner Löhnung gäb' ich mit Freuden hin, wofern Sie uns allemal nach der Stunde das auseinander setzen wollten, was jener zusammenmengt.

Auch wir — auch wir wünschen das Gleiche! riefen die beiden Andern aus. Schröder schien sich noch ein Weilchen bedenken zu wollen. Aber sie setzten so ernstlich in ihm; er war dem äußersten Mangel so nahe; das gutmüthige Zutrauen dieser Menschen

rührt' ihn und nützt' ihn zu gleicher Zeit. Er schlug daher ein. Sie kamen sechs oder sieben Wochen alltäglich eine Stunde zu ihm; der Fleiß, den sie anwandten war untadelhaft; er selbst hatte seine herzliche Freude an ihnen.

Endlich erschien der vor kurzem noch so gefürchtete, nun von ihnen gelassen erwartete Tag der Prüfung. Für den ungleich größern Theil der Zuhörer blieb er immer noch traurig genug. Von vierzig Artilleristen bestanden sieben und dreißig, — man kann fast nicht schlechter. Aber unsre drei blieben keine Antwort schuldig, übertrafen bei weiten alle Erwartung des Examinators. Fürst von Lichtenstein, bei dieser Prüfung allerdings zugegen, bezeigte ihnen darüber sein Wohlgefallen, und versprach sich ihrer bei nächster Gelegenheit zu erinnern. Desto stärker, desto bittrer drückte sich sein Unwillen gegen die Uebrigen aus. Weder an Schmachreden noch Drohungen ließ er es mangeln. Vergebens suchten sich einige derselben durch die Ausflucht zu decken: daß sie ihren Lehrer nicht verstehen könnten. — Dummköpfe! Faullenzer! hieß es; warum haben ihn jene drei verstanden und gefaßt? Aber wartet nur, ich will euch lehren eure Gedanken zu sammeln, eure Köpfe anzustrengen!

Wohl zehn bis zwölf Minuten ergoß sich so der Strom seines Unwillens. Daß es höchst miß-

lich sei ihm dann zu widersprechen war bekannt. Dennoch vermocht' es einer von den Gelobten zuletzt nicht länger seine Kameraden so ganz im Stiche zu lassen. Er trat hervor.

„Ewr. Durchlaucht, sprach er, angenehmer als Höchstdero Beifall kann nichts auf der ganzen Erde mir klingen. Aber das Geständniß bin ich doch der Wahrheit schuldig: Alles, was ich und jene zwei meiner Gefährten wußten, haben wir nicht im Kollegium selbst, nicht von unserm Professor, sondern von einem wildfremden Menschen erlernt, dessen Beihülfe freilich allen Uebrigen abging.

Von einem Fremden? rief Lichtenstein ziemlich betroffen: Und wer war denn das?

„Ein Preußischer Student, den wir sehr zur glücklichen Stunde kennen lernten; der sich anderthalb Monate hindurch mit uns alltäglich bemühte; der viel wissen mag, und dabei die Gabe der Verständlichkeit allerdings besser, als mancher berufne Lehrer besitzt.

Lichtensteins Befrembung stieg. Auf seinen Befehl mußte der Feuerwerker nun haarklein das uns bewußte Geschichtchen erzählen. Er that es mit Wärme und mit verdienter Dankbarkeit gegen seinen Erretter.

Hm! sprach endlich der Fürst, den Herrn

möcht' ich doch kennen lernen. Gehe gleich einer von euch zu ihm hin, und ersuch' ihn in meinem Namen sich zu mir her zu bemühen. Findet ihr ihn nicht daheim, so bringt mir ihn wenigstens morgen.

Man ging, fand ihn, meldete ihm das Geschehene, und Schröder trug kein Bedenken sofort sich einzustellen. Der Fürst empfing ihn mit leutseeligster Güte, erkundigte sich, jedoch nur oberflächlich, nach seinen Umständen, nach der Ursache seines Hierseins, und so weiter; ging dann bald und ernstlicher auf seine Wissenschaften über, legte verschiedene Fragen ihm vor, deren Beantwortung — nicht mißlang. Der junge Mann drückte sich in seinen Reden aus ohne Verlegenheit, und doch mit gehörigem Anstand; suchte nicht gerade den Vielwisser zu spielen, aber verrieth doch überall Einsicht. Die Miene des Fürsten ward immer zufriedner.

„Aber warum, mein Herr — fragt' er endlich — wählt sich ein Mann von ihren Kenntnissen nicht lieber geradezu den Militärstand statt der Feder? Mit einiger Unterstützung könnten Sie es vielleicht bald beträchtlich weit in demselben bringen.

Sch. Nur daß leider, Ewr. Durchlaucht, eben diese Unterstützung bisher mir mangelte, und auch

wohl für alle Zukunft mir mangeln dürfte! In meinem Vaterlande hab' ich keine Verwandten von Einfluß. Auch scheinen Offiziersstellen dort schon längst blos ein Erbtheil des Adels geworden zu seyn. Hier bin ich vollends ganz fremd und vereinzelt.

„Und doch könnte vielleicht hier eher Rath dazu werden. Wissen Sie was, junger Mann? Ueberlassen Sie sich mir. Find' ich in Ihnen wirklich denjenigen, der Sie beim ersten Gespräch mir zu seyn scheinen, — haben Sie Eifer und Lust Ihre zur Taktik nützliche Kenntnisse zu erweitern, so will ich statt zwanzig Vettern und Muhmen für Sie sorgen. Aber freilich ist noch die erste Frage: fühlen Sie einiges Zutrauen zu mir?

Sch. O diese beantwortet sich leicht! Alles, was ich jemals von Ewr. Durchl. sah und hörte, war so ruhmwürdig, daß derjenige unbezweifelt glücklich gepriesen werden kann, der Ihrer Gnade sich schmeicheln darf.

„Aber dann müssen Sie auch ganz mit dem zufrieden seyn, was ich über Sie verfüge! Bei meinem Corps — das ist ein unabänderliches Grundgesetz, — tritt jeder, und zumal ein Fremder, als Gemeiner ein.

Schröder stutzte. Schon stand er im Begriff eine Verbeugung zu machen, und — umzukehren.



Aber um ihn herum drängten sich die Artilleristen, die seines Unterrichts genossen hatten; zupften ihn, und flüsterten: Ums Himmels Willen kein Nein! Seyn Sie alles zufrieden! Es ist eine Probe und nichts weiter! — Auch von den Offizieren, die hinter Lichtenstein standen, winkten einige bedeutend dem Unentschlossenen zu. Noch drei oder vier Sekunden lang besann er sich; dann gab er, aber freilich mit etwas zitterndem Tone, zur Antwort:

„Auch das! Ich bescheide mich gern, daß Ewr. Durchl. besser als ich selbst wissen, was mir nützlich sey; und ich überlasse mich von nun an ganz Dero Befehlen.

Der Fürst lächelte. — „Der Freiwillige wäre also geworben. Man ruf' einem Schneider und laß ihm in Nebengemach eine Kadettsuniform anmessen. Morgen muß sie fertig seyn, und dann, mein Sohn, zeige dich wieder bei mir!

Alles geschah. Schröder ging heim, seinen Kopf voll von tausend Gedanken, voll von tausend Zweifeln: ob er klüglich oder thöricht gehandelt habe? Ob es der erste Schritt zu einem bessern Geschick oder zum entschiedensten Elende sey? Selbst der allgemeine Ruf von des Fürsten Edelmuthe beruhigte ihn jetzt keineswegs. Sein einziger Trost war: daß ihm ja doch für die Zukunft fast keine Wahl mehr übrig bleibe; daß schon zur Noth-

wendigkeit geworden sey, was sonst für ein Wage=stück gelte.

Die Uniform kam des andern Tages und war — eine günstige Vorbedeutung, die nicht unbe=merkt blieb! — von etwas feinerm Tuch als ge=wöhnlich. Schröder stellte sich in ihr dem Fürsten dar.

„Gut! Recht gut! (hieß es.) Aber der eigent=liche Dienst mag erst mit Uebermorgen angehn. Noch eines! Speiße der Herr morgen bei mir, und komme um halb zwei Uhr! Aber punkte halb zwei Uhr! Verstanden?

Ja, Euer Durchlaucht!" — Schröder ver=beugte sich, und ging. Daß er des andern Mit=tags, auf die Minute ins Thor des Pallastes ein=trat, läßt sich errathen. Doch schien der Pförtner bereits seiner gewartet zu haben. „Noch dürft' es, redete er ihn an, für die Tafel Sr. Fürstl. Durch=laucht um ein halbes Stündchen zu früh seyn. Aber gehn Sie hier herauf zum Haushofmeister. Er hat den Auftrag, Sie indeß nach Möglichkeit zu unterhalten."

Schröder befolgte, was ihm geheißen ward. Der Haushofmeister, ein recht artiger Mann, be=willkommte ihn äußerst freundlich; wünscht' ihm Glück zu seinem neuen Stande; erkundigte sich, jedoch mit möglichster Bescheidenheit, nach man=



chem Verhältniß seiner ehemaligen Lage, versicherte: daß gestern Se. Durchlaucht zweimal von ihm gesprochen, und eine sehr günstige Meinung geäußert hätten; kurz, that alles, was sich thun läßt, um einen müßigen Zeitraum auszufüllen. Plözlich aber, gleichsam als komm' es ihm jezt erst im Sinn, rief er aus.

Wissen Sie was, mein Herr? Einen Spaß könnten Sie wohl sich machen! Ganz knapp, ganz gerecht sizt diese Uniform Ihnen doch noch nicht; und Se. Durchlaucht lieben das Knappe das Festansitzende höchlich. Hier im nächsten Gemach liegt eine andre, vollständige Uniform; und diese — ich verwette meinen Kopf darauf, — wird Ihnen, wie angegossen, sitzen. Versuchen Sie es einmal! Ziehen Sie diese an!

Er eröffnete bei diesen Worten die Thüre eines Nebenzimmers; und Schröder, der seinen Vorschlag ziemlich sonderbar fand, folgt ihm in dasselbe, mehr aus Neugier, als in der Absicht zu gehorchen. Doch als er hier auf einer Tafel die vollständigste Offizier Uniform und auch einen Degen mit Port d'Epee liegen sah, da stutzt' er; da erklärt er hastig: daß er diese keineswegs anlegen werde, auch nicht anlegen dürfe. „Er hab' es, sagt' er, Sr. Durchlaucht ganz anheimgestellt wie lang' er, als Gemeiner, dienen solle. Ohne des

Fürsten ausdrücklichem Befehl — selbst wenn er die Strenge der Dienstpflicht nicht kenne, — werd' er daher nie zu einen Versuch dieser Art sich erkühnen.

Aber sind Sie nicht heute als Gast zur Fürstlichen Tafel geladen?

Allerdings!

Und Sie wissen nicht, daß an derselben nur Offiziers speisen dürfen? Deuten Sie nicht den Wink, den Ihnen der Fürst schon durch die bloße Einladung gab? Folgen Sie dreist meinem Vorschlage! Er ist gut gemeint, gut überlegt, und ich steh' Ihnen mit meinem Kopfe vor allem möglichen Nachtheil.

Noch bedurft' es einiger Zuredungen! Doch ward es Schrödern immer glaublicher: daß dieser geschäftige Mann nur das Sprachrohr eines Höhern Befehls und diese Uniform ein Geschenk des Fürsten selbst sey. Er legte sie endlich an, und kaum war er damit fertig, so erscholl schon der Ruf zur Tafel. Immer noch mit Ungewißheit befolgt' er denselben; nicht ohne merkliche Furcht that er die ersten Schritte im Speisesaal. Aller Augen starrten auf ihn; aber kaum sah ihn Lichtenstein eintreten, so rief er ihm schon von weiten entgegen. „Willkommen, Herr Lieutenant, willkommen! Diese Uniform steht Ihnen vortrefflich!

Auch schickt' er ihm noch an eben dem Tage ein beträchtliches baares Geschenk, unter den Namen eines Vorschusses, damit er in allem Uebrigen sich seinem neuen Stande gemäß einrichte. Nach vier Monaten macht' er ihn zu einen seiner Adjutanten; nach zwei Jahren zum Hauptmann; auch bis zum Major hinauf ging es nicht minder rasch. Schröders Kenntnisse, sein Diensteifer, seine Proben bestehende Redlichkeit machten ihn eines so ausgezeichneten Glückes würdig. Selbst die Eingebornen ließen dem Ausländer die Gerechtigkeit wiederfahren: daß es ihm nur nach Verdienst ergehe.

* * *

Doch indeß Schröder so, als Lieutenant, Hauptmann und Major seinen Pfad fortsetzte, und dabei unverändert in der Gunst des Fürsten sich erhielt — indeß hatt' er längst, o längst! von seinem jüngern Bruder zwar nicht die Erinnerung, doch alle mögliche Kundschaft verloren. Gleichwohl ging dieser auch eine nicht minder seltsame, obschon nicht so glückliche Laufbahn.

Er war (wie schon früher erwähnt worden,) als Gesellschafter eines Engländers nach Ungarn gereißt. Doch dieser After-Mäzen konnte mit Fug und Recht für eine Musterkarte, wo nicht gar für

einen Inbegriff alles Brittischen Eigensinns gelten. Mit ihm einig zu bleiben war noch keinem Sterblichen nur vier Wochen hindurch gelungen. Auch Schröder, so sehr er sich bestrebte, die Tugend der Duldung auszuüben, trennte sich noch vor Ausgang des ersten Monats, ohngefähr nach dem zehnten oder eilften Zwiste von ihm; und sah sich nun sechszig bis siebenzig Meilen von teutscher Grenze, in einem halb rauhen, für Fremde höchst ungesunden, an sich zwar sehr wohlfeilen, aber doch für den einzelnen Armen schwer zu durchreissenden Lande. Zur Vollendung seiner Leiden ward er wirklich schwerkrank, lag wohl sechs Wochen in der Hütte eines Raizen; mußte verstoßen, was er noch an Kleidung und Wäsche hatte und schleppte sich dann mühsam, ja fast bettelnd, nach Presburg zurück.

Als er auch hier nach manchem Hülfsmittel zu einem anständigen Fortkommen sich umgethan und keines gefunden hatte; als ihm vorzüglich bei jeder Gelegenheit seine protestantische Religion im Wege stand, und ein paarmal seine bescheidensten Wünsche, seine gewissesten Aussichten vereitelte; als er sich buchstäblich in der Gefahr zu verhungern befand, da faßte er einen doppelten Entschluß der Verzweiflung; er verließ seinen väterlichen Glauben, und ward — barmherziger Bruder.

Jetzt war er nun allerdings gerettet. Jetzt erhielt er nicht nur seinen täglichen Unterhalt, sondern auch wohl noch mehr. Denn da dieser Orden bekanntermaßen sich ganz der Krankenpflege widmet, so benützte nun unser Neuaufgenommener die Gelegenheit sich wieder ernstlich mit seinem medizinischen Studium zu beschäftigen; las, beobachtete, versuchte, und erwarb sich wirklich binnen einigen Jahren sehr schätzbare, praktische Kenntnisse, und durch solche auch einen beträchtlichen Ruf. Bruder Firmian, (denn dies war sein Klostername geworden,) zeichnete sich vortheilhaft vor Hundert seines Gleichen aus; und man pries bald diejenigen Kranken glücklich, die seiner Pflege untergeben wurden.

Nun hatte Fürst Wenzel Lichtenstein unter andern großen Besitzungen auch in Mähren eine vortreffliche Majorats-Herrschaft, Feldsperg; und in der Stadt dieses Namens, in welcher er fast alljährig einige Monate hinzubringen pflegte, stand nicht gar weit von seinem wahrhaft fürstlichen Schlosse ein beträchtliches Hospital unter Leitung der barmherzigen Brüder. Als er daher einstmals von einem Fremden, der aus Ungarn kam, Bruder Firmians bewährte Geschicklichkeit preisen hörte, da wußt' er es bald dahin zu bringen: daß dieser von Presburg nach Feldsperg versetzt ward; und so oft ihm seitdem, während seines Sommer-

aufenthalts eine Unpäßlichkeit zustieß, so oft ward auch nach diesem barmherzigen Bruder geschickt, der selbst in der Sprache und Lebensart alle übrigen Genossen seines Ordens weit dahinten ließ. Das Zutrauen, das der Fürst bald gegen ihn faßte, verstärkte muthmaßlich auch die Wirksamkeit von Bruder Firmians Vorschriften. Ein paarmal rettete er glücklich den Fürsten aus ziemlich bedenklichen Zufällen, empfing dafür reichliche Geschenke, und verschaffte zugleich seinem Hause beträchtliche Vortheile. Daß aber dieser halbgeistliche Leibarzt ein leiblicher Bruder, oder auch nur ein Verwandter seines militärischen Günstlings seyn könne; das fiel dem Fürsten nicht im Traume bey. Eben so wenig gerieth Bruder Firmian auf eine ähnliche Vermuthung! Seit seinem Religionswechsel hielt ihn ein gewisses inneres, zweideutiges Gefühl von aller Erkundigung nach seinem Verwandten zurück. Mit der Hofstadt des Fürsten, und der übrigen politischen Welt pflog er fast gar keinen Umgang. — Am allerwenigsten konnten die Brüder persönlich auf einander stoßen. Denn Major Schröder, wiewohl er in Wien täglich um seinen Gönner seyn mußte, folgt' ihm doch niemals nach Feldsperg, weil seine Gegenwart bey der Kriegsschule in der Hauptstadt gar zu nöthig, ja fast unentbehrlich war.

Aber eines Winters überfiel den thätigen, al-

les Stilliegen, alles Stillsitzen ungern vertragenden Lichtenstein die vornehme Krankheit, Podagra genannt, heftiger als jemals in seinem ganzen Leben. Er schickte nach allen möglichen Kaiserlichen Leib- und Hofärzten; er kam mit pünktlichstem Gehorsam ihren Vorschriften und Rathschlägen nach; er fluchte, segnete und betete queer durch einander; und jener fatale Gast wich doch nicht von der Stelle. Endlich gerieth der Fürst auf den Einfall sich Bruder Firmians Beistand auszubitten. Ein eigner Kourier flog nach Feldsperg. Der Verlangte kam nicht viel langsamer nach Wien; und, sey es nun, daß er wirklich mit kräftigern Mitteln, als alle Leibärzte, den bösen Feind angriff; oder daß das unbegreifliche Wunderkind, der Glauben, hier abermals einen Beweiß seiner Allgewalt ablegte; oder daß endlich der Zeitpunkt, wo Se. Durchl. sich krümmen und jammern sollten, sich ohnedem seinem Schlusse genaht haben würde, — genug, kaum war der barmherzige Bruder im Pallast seines fürstlichen Kranken, so minderten sich schon die Schmerzen des Letztern, so begab sich das Zipperlein, wenn auch nicht auf schleunige Flucht, doch auf einen allmähligen Rückzug. Lichtenstein konnte doch bald wieder in seinen Zimmern herumgehen, wenn er auch noch nicht an freie Luft sich wagen durfte.

Eines Morgens wollte Bruder Firmian seine gewöhnliche Erkundigung beim Fürsten einziehen; da ward ihm im Vorgemache gemeldet: Ein wichtiger Besuch sey schon drinnen; bevor dieser nicht weggehe, dürfe Niemand anders hineingelassen werden. Der Religiose bequemte sich natürlicher Weise zum Warten. — Gleich darauf ging die Thüre des Vorgemachs wieder auf; und ein Offizier vom Artillerie-Stabe trat herein. Auch ihm ward jene Nachricht mitgetheilt; auch er mußte einen kleinen Verzug — wenigstens nannte man es so, — sich gefallen lassen.

Gleich beim ersten Eintritt waren die Gesichtszüge dieses Letztern unserm Barmherzigen gewaltig aufgefallen. Gleich in der ersten Minute hatte derselbe eine ungemeine Aehnlichkeit zwischen diesem Eintretenden, und seinem vor zehn oder eilf Jahren von ihm verlassenen Bruder gefunden. Aber in dieser Kleidung, in diesem, der Uniform nach, schon so ansehnlichem Range? Wahrlich, das ließ sich nicht erwarten! Das ließ sich selbst beim täuschendsten Scheine nicht glauben. Gleichwohl, je mehr er ihn anschaute, desto stärker, desto sprechender trat jene Gleichheit hervor; und als er zumal ihn ein paar Worte mit dem fürstlichen Kammerdiener reden hörte; als er die Spuren der ehemaligen Mundart unleugbar erkannte; da ward seine

Vermuthung immer begründeter; da winkt' er auch jenen Kammerdiener bey Seite, fragte und erfuhr den Namen, der nun auch den letzten Zweifel verscheuchte.

Schwer ward es ihm, den Ausruf des Gefühls zurück zu halten, und gern hätt' er es gesehen, wenn auch auf ihn der Blick des Offiziers betrachtend gefallen wäre. Doch dieser, ohnedem nie ein sonderlicher Freund der Ordenstrachten, mochte jetzt andre wichtige Dinge, vielleicht Plane, die er dem Fürsten vorzulegen gesonnen war, in seinem Kopfe durch einander jagen, schritt ernsthaft im Grunde des Vorgemachs auf und ab, und würdigte den guten barmherzigen Bruder auch nicht eines Augenmerks. Endlich war es demselben nicht länger zu warten möglich. Mit bescheidnem Blick und Ton wandt' er sich an den Spaziergänger.

„Dürft' ich wohl fragen, Herr Major, ob Sie nicht aus Berlin gebürtig sind?"

M. S. (kalt) Das bin ich.

„Und ob Sie nicht Schröder heißen?

M. S. (noch abschneidender) So heiß ich! Beliebt etwas weiter, Herr Frater?

„Sollten Sie nicht auch einmal einen jüngern Bruder gehabt haben, Wilhelm mit Namen?

M. S. (stutzend) Allerdings! Allerdings! Woher errathen Sie das? Kannten Sie ihn viel-

leicht? — Wenn Sie etwas von ihm wissen — wenn Sie mir Nachricht von ihm geben könnten —

„Ja wohl, kann ich das! Ich, oder sonst kein Mensch.

M. S. (noch verwunderungsvoller) Sie, oder sonst — Wie? wär' es möglich —

‚Fritz! Fritz! Bin ich denn mir selbst so ganz unähnlich geworden? Dir so ganz unkenntlich?

M. S. Gott im Himmel, das bist Du selbst! Du in diesem Gewande? O mein Bruder! Mein Bruder!

Sie stürzten sich hier wechselseitig in die Arme, — vergessend, wo sie es thäten! Vergessend das Vorgemach des Fürsten, — ja alle Fürsten auf der ganzen Erde, umschlangen sie sich mit lautem Freudensausrufe, mit einem Getöse, das nicht nur alle Anwesende, sondern auch den Fürsten selbst aus seinem innern Zimmer herbeizog. Nicht begreifend, was da draussen so laut und so lärmend vorgehe, hatte er rasch die Thüre geöffnet, und seine Verwunderung war noch höher gestiegen, als er seinen Major so zärtlich in den Armen des Barmherzigen liegend erblickte; als er ihre Küße, ihre Liebkosungen mit ansah. Schon stand er dicht vor ihnen; schon hatt' er sie zweimal gefragt: Was denn wohl diese übergroße Freude veranlasse? ehe sie ihn bemerkten, und eine Antwort zu geben vermochten.

Dann aber — ihre Reden und seine Ueberraschung dabei, lassen sich leichter denken, als niederschreiben!

Das Romantische in dieser langen Trennung, diesem Glückwechsel auf beiden Seiten, und vorzüglich in diesem Wiederfinden ward einige Tage hindurch das Lieblingsgespräch der großen Kaiserstadt, die sonst nicht leicht länger als höchstens vier und zwanzig Stunden lang, mit einerlei Gegenstande sich zu beschäftigen pflegt. Es drang selbst bis zu den Ohren der milden, hochherzigen Monarchin, und Maria Theresia würdigte beide Brüder eines mündlichen Glückwunsches, und mancher andern Probe ihrer Huld. — Bruder Firmian kehrte zwar nach Feldsperg zurück; aber auch für ihn sorgte nun Fürst Lichtenstein mit zwiefacher Auszeichnung. Die Brüder sahen sich von nun an oft, und mit immer gleichbleibender Liebe. Jeder war glücklich in — seiner Art. Des ältern Schröders ferneres Schicksal, der (wie gleich meine erste Zeile angab,) nachher zum Freiherrn-Range aufstieg, und als General und Inhaber eines Regiments, auf einem ehrenvollen Posten sein Leben beschloß, gehört nicht für eine solche Erzählung.

IX.

Der
Greis und die Jungfrau.

Idylle

Von

G. A. H. Gramberg.

Der Alte.

Schau, du Mädchen! du folgst mir so früh zu der lustigen Waldhöh?
Kaum ist die Röthe des Morgens herab auf die Wipfel gesunken,
Doch, jungfräuliches Kind, bist du frühe dem Lager entwichen,
Wo dir die zärtlichen Glieder der purpurne Teppich gedeckt hielt?
Diesen erkauft' ich ein köstlich Erwerb an den fremden Gestaden
Für die Geliebte, die mein in der Heimath harrte mit Schmerzen,
Fröhlich betet' er mir das bräutliche Lager, es schenkt' ihn
Dir mein Weib, als sie starb, der Enkelin, welche sie liebte.
Oftmals saß ich bey dir am kindlichen Lager, der Vorzeit
Vielgedenkend, und lullte dir Schlaf mit altem Gesang zu.
Warum schlummerst du jetzo nicht mehr in melodischen Träumen?

Das Mädchen.

Sorglicher Alter, was zürnest du mir? es rührte mit leichtem
Finger die Frühe mich an, als ein drückender Traum mich gefaßt hielt.
Heitrer ward ich, und suche nun dich in erquicklicher Stunde,
Daß du nicht einsam weilst, wenn du hütest die Heerde der Mutter.

Der Alte.

Sieh! der kühlende Thau noch zittert auf Gräsern und Blumen,
Und er benetzt dir die Füßchen, die weiß und zart wie des Waldes
Anemonen erblühn. Geh! kehre der Mutter, mein Liebchen.

Das Mädchen.

Ja, die Mutter, die lobt, was im Sinn dir Tadel erscheinet;
Mädchen, ruft sie, wohlauf! es schimmert im Lichte die goldne
Blüthe des Cytisus schon, es bewegt das Gefieder die Taube;
Siehe! schon leitet der Alte, der nimmer ruhet, die Heerd' aus.

Der Alte.

Kind, es bewegt noch frisch wie zu Nacht die Bäume das Lüftchen;
Schutzlos trägst du das bräunliche Haar in den Knoten verschlungen,
Siehe! der schimmernde Nacken ist bloß, und die glänzende Schulter,
Nacket der mandelblühende Arm, und es knüpfet der Gürtel
Lose das wehende Kleid; geh, gleiche dem zärtlichen Schäfchen,
Welches zuerst sein wolliges Haar der Spinnerin reichte.
Sieh! ich ließ es daheim in wärmender Halle verschlossen.

Das Mädchen.

Sechszehn Sommer hab' ich gesehn, und als ich zu schauen
Erst begann, im Arme dir saß — da spielt' ich in greisen
Locken dir schon; du, Lieber, du bist nicht jünger geworden
Und noch ruhest du nicht, und beschämst die rüstige Jungfrau;
Denn früh wohnst du auf Bergen, im Thal und spät mit der Heerde,
Scheuest nicht Regen und Sturm und die schauernden Lüfte der Dämmrung.
Geh du, Bester, und ruhe dich aus in der Kammer, es sollen
Alle dir dienen, denn vieles vermag die Fülle des Hauses;
Mich laß weiden die Heerd', es ziemt zu dulden der Jugend.

Der Alte.

Freundliches Kind, wie schmeichelst du mir mit den kosenden Worten!
Wie mit den glänzenden Armen umfähst du die Schulter des Alten!
Oftmals hast du mir auch in das Haar die Blume gewunden,
Hast mich getränkt mit der Milch, mir die duftenden Früchte gebrochen.
Siehe! du spielst liebkosend mit mir, als sey ich ein Kindlein;
Nie so hast du dem Vater und nie der Mutter geschmeichelt.

Das Mädchen.

Lieber, es dünkt mich der freundliche Greis wie die zärtliche Kindheit
Weich und liebebedürftig und schmeichelnder Wort'; und den Mägdlein
Quillt in dem Innern ein lieblicher Quell der schmeichelnden Rede.
Sah ich doch oft die Freundin, die Frühvermählte der Jungfraun,
Wie sie den Säugling im Arm sich über ihn neigte, den Lippen
Unerschöpflich und zart wie der Nachtigall Süßes hervorquoll.

Der Alte.

Setze dich neben mir, Kind, es sinken die laueren Lüfte
Schon auf die Blumen herab, die dem Bande der Knospen entspringen.
Sage mir, Mädchen, du giebst ja dein Herz mir offen dem Alten,
Hat schon ein süßes Verlangen dich lau wie die Lüfte berühret?
Sieh! es entknospen am Busen sich dir die Blumen der Jungfrau.
Aber was senkst du das Auge, das sanfthinblickende nieder?
Wie die Sterne der Nacht sich senken am bläulichen Morgen;
Und hoch glühn dir die Wangen wie Rosen der dämmernden Frühe.

Das Mädchen.

Vater, o mahne mich nicht, dem eigenen Herzen zu glauben!
Keinen begehrt' ich zu lieben der Männer als dich, und ich fühle —
Weh! es suchet mein Herz noch einen Geliebten daneben.
Aber ich klage mich an, und im Innern trauert mein Herz nun,
Mißt ein verlornes Gut, die leichte Freude des Lebens,
Denn so gehet mir unter der Tag der lieblichen Kindheit.

Der Alte.

Nicht! es nahet sich dir die liebliche Frühe des Lebens.

Die Jungfrau.

Wer wird kosen hinfort mit dem Alten tändelnde Worte?

Der Alte.

Lächelnd spielt mir im Arme verjüngt dein liebliches Abbild.

Die Jungfrau.

Wer führt ämsig die Heerd' auf die Flur, wenn dem Alten der Stab bricht,
Und in des Hauses Geschäft die Jungfrau waltet mit Sorgen?

Der Alte.

Dann ist der Schäfer gefunden und löset die Sorge des Alten,
Und du liebst ihn wie mich, und folgst ihm auf lüftige Waldhöhn.

Die Jungfrau.

Aber wie wirst du, mein Vater, indeß dich des Tages erfreun?

Der Alte.

Ruhe dann will ich daheim in der Hütte, der Wiege gedenken,
Und die Jugend erneun in geschwätzig holder Erzählung.

Die Jungfrau.

Bester, so werde du jung, wenn mir entfliehet die Jugend;
Siehe! so mag mich das Band der vermählenden Götter nun binden.

Der Alte.

Frey umschling' es dich nur! Der Kindheit fröhliche Schranken
Sinken um dich und du wankst und du irrst im unendlichen Leben;
Sehnsucht hauchet dein Herz und du trauerst der liebenden Sehnsucht;
Doch es befriedet gefundene Lieb' im Kampfe des Lebens

Dein entzweytes Gemüth, und die herrlichen Gränzen erneut sich
Dir die unendliche Welt. Sprich, hast du den Liebsten gefunden?

Die Jungfrau.

Siehe, mein Vater, die Waldung herauf naht schüchtern ein Jüngling,
Fels und Thal und den Hain erfüllt er mit klingender Laute;
Und mir sang er von Lieb', und ich hört' ihn gern, und ich floh ihn.

Als es die Jungfrau gesprochen, da schlug ihr das Herz und sie pflückte
Unbewußt sich die Blumen. Es stand an dem Bache der Jüngling,
Klagend erscholl in die Laute Gesang; und es trieb an die Quelle
Still der Alte die Heerd' und sprach zu dem blühenden Sänger.
Aber er führt' ihn hinauf zu dem blumigen Hügel, die Jungfrau
Floh nicht; freundlich umschlang der Vater die Arme der Kinder.
Jedem umfloß die Seel' ein Gefühl der ewigen Jugend.

Charade.

Dem Reiche der Liebe entreissest, du unglückseeliges Ganze,
Dem Arme des Jünglings die Braut —; du machst zum
Verbrechen die Liebe.
Er liebte so treu und so bieder, sie fühlte allein nur für ihn,
Sie kannten beyde kein Glück als für einander zu leben.
Trunken weilte sein Blick oft auf den zwey letzten der
Sylben
Wenn in der Unschuld Verklärung, Liebe ihr Auge ihm kund that,
Und vom milden Glanz der Farben der Hoffnung und Liebe
Sanft umstrahlt sich hob jeder Reiz des lieblichen Mädchens.
Aber ach! bald enteilte auf schnellem Fittig der Hora
Der Liebenden Glück. Es entwand sich Ida den Armen
Wilhelms, dem mit finstrer Verzweiflung die Seele sich füllte
Als das furchtbare Paar der ersten Sylben ihm nannte
Ewiger Trennung Symbol, den künftigen Namen
des Mädchens.
Dennoch klagte der Jüngling nicht über zerbrochene Treue.
Nur des Wahnes Gewalt, die unheilbringende, reißt sie
Aus der Umarmung ihm weg — er sieht noch die Thräne
des Mädchens,
Das letzte Opfer der Liebe, zitternd dem Auge entsinken:
Da entzieht ihm auf immer das liebezerstörende Ganze
Für alle Tage der Zukunft, den holden Blick der Geliebten.
Still und traurend, nur durch der Ergebung Friede getröstet
Wandte sein Auge sich aufwärts zu leichteren besseren Sphären,
Wo des Wahnes Phantom sie nicht mehr trennet die Herzen.

Bernh. Meister.

Die Auflösung ist:
Nonnenschleier.

X.

Aleth.

Hirtenbild.

Von

Münchhausen.

Auf ärmlichem Lager, von Binsen und Moose, ruhten Thebald und Helmion zwey Fischer, die nichts hatten, als was ihnen das Netz und die schwankende Angelruthe eintrug.

Ihr Tagewerk war vollendet. Noch naß von dem abendlichen Fischzuge lagen, rings um die Hütte, Ruder und Stangen, Reusen und Hamen. Zwar hatten sie nur wenige Stunden geruht; aber Helmion erwachte. Er stieß Thebalden an und rief ihn auf vom dürftigen Lager. Jener sprach: Was willst du so frühe schon? ich glaube du träumest! wenn du träumest, so träume für dich. Dieser antwortete: Ich habe geträumet. Mir war es, als fingen wir Schaafe im Netze, und Lämmer und Ziegen. Zwar, Träume sind trüglich; aber nicht selten auch Prophezeihungen; so sagte mir einst mein Vater. Horch! Die Luft im Schilfrohr des nahen Sumpfes! horch! den Wind am Hüttendache! er zischet durchs Netz; sicher ist's trocken, drum mache dich auf.

Wohlan! sprach Thebald, ich bin bereit. Aber, der Durstige träumet vom Weine, der Geizige von Golde und der Jäger fängt Wildpret im Traume. so sagte mir einst mein Vater.

Helmion verschmerzte den Stich und schwieg.

Beyde Reuser traten nun aus ihrer Hütte. Siehe, sprach Thebald, die Frühe der Nacht! Der Mond hat kaum halb seinen Lauf vollendet und der Abendstern blinkt noch hoch am Bogen des Himmels. Aber, wir sind ja doch nun munter; da die Luft denn so gewitterhaft schwül ist und die Fische dann auf den Syrten weilen — so laß uns das Garn auch ziehen.

Nun nahmen sie das Netz von den Pfählen, ordneten es, hingens auf die Tragstange und trugens im Schimmer des Mondes dem Ufer zu. Helmion vorn und Thebald hinten. Dieser blickte bald auf zum Monde, bald sah er auf das Netz und rieb sich die Augen. Jetzt standen sie am Ufer. Da rief Heyno plötzlich: Thebald, unser Nachen! wo ist er? Beyde starrten bestürzt auf die Stelle hin, wo sonst ihr Kähndchen stand; aber sie sahen es nicht. Der Mond spiegelte von der Stelle, die sonst der braune Nachen bedeckte.

„O weh, unser Nachen! er ist uns entwendet! wer hat ihn genommen, unsern Nachen? Er ist uns entwendet, o weh!" So riefen sie traurig zugleich: denn Nachen und Netz waren ihr ganzer Reichthum.

Aber, den Strom abwärts vernahmen sie jetzt ein fernes Geräusch im Wasser, und es war als mengte sich das Stöhnen eines Menschen hinein.

Sie eilten dahin; fanden ihren Kahn umgestürzt und mit ihm einen Menschen im Wasser, kämpfend mit Wellen und Strom.

Bald war er durch die Hülfe der Fischer gerettet und nun saß er da, naß und kraftlos am Ufer. Da erkannt' ihn Thebald und rief: Du bist Aleth der Schäfer! wie kommst denn Du hierher?

Aleth aber fürchtete sich und sprach: zürnet nicht, liebe Männer; ich habe unrecht gethan. Lieber nehmt mich mit in euere Hütte, damit ich euch alles getreulich erzähle. Dazu geb' ich euch zween Lämmer, ein Böcklein und ein Zicklein, so ihr nicht zürnet und mich trocknen laßt meine Kleider an dem Feuer in eurer Hütte.

Und die Reuser antworteten: Wir wollen nicht zürnen; sondern, wir wollen deine Kleider an dem Feuer in unserer Hütte trockenen. Doch, sollte ja zerbrochen seyn, der braune Nachen, unser einziges Vermögen, so gieb uns zwey Lämmer, ein Böcklein und ein Zicklein: aber erzähl' uns auch deine Geschichte.

Nun schöpften die Fischer das Wasser aus dem Kahne, bevestigten ihn und nahmen den Schiffbruchgelittenen mit in ihre Hütte. Dort gaben sie ihm warme Kleider und trockneten die seinigen. Sie nahmen von dem, am Strande des Flusses gesammelten, Kienholze und machten ein flammendes

Feuer. Gegenüber saß nun der Schwimmer. Er reusperte sich und so begann er:

„Wie die Götter der Menschen Schicksale oft leiten, dunkel und wunderbar, davon will ich euch heute erzählen. Darum horcht nicht auf den Sturmwind am Dache, horcht nicht auf das knitternde Feuer, noch auf das Wirbeln der steigenden Lerche — horcht auf meine Erzählung.

Lange schon weid' ich, ihr wißt es, meine Heerd' auf dem Ufer dieses Flusses. Einst trieb ich, wie ich oft thue, meine Heerde aus dem Gebirge hierher, da sah ich einen alten Fischer nicht ferne von hier, den grauen Salmin. Ich sah, wie er vergebens die Tiefe durchangelte; denn das Wasser war klar. Warum angelst Du, Alter? so sprach ich, das Wasser ist ja zu hell; ziehe das Netz! Ich kann nicht das Netz ziehen, versetzt er; denn, mein Gehülfe ist krank. Du siehst, mein Haupt ist kahl, mein Arm ist schwach. Komm — so sprach ich — und half ihm das Netz ziehen. Mein Hylax hütete unterdeß, ohnweit des Nachens auf dem Ufer die Heerde. Bald zogen wir an diesem, bald an jenem Strande aus.

Wir fingen und hatten gefangen. Nun ordnete der Alte sein Garn im Kahne, und ich durchstrich indessen am jenseitigen Ufer ein dichtes Weidengebüsch, ich weiß nicht gerade warum.

Es weidete da eine kleine Heerde. Fünf Ziegen und einige Lämmer hüpften im Gebüsch umher, standen an den Stämmen aufrecht und schälten die Sommerschosse. Ein kleiner Bach durchzog das Gebüsch, lieblich schlängelnd mit flachen sandigten Ufern.

Eine malerische Gruppe verwachsener Weidenbäume umschattete ein kleines sandiges Vorland auf seiner Höhe mit fettem schwellendem Grase und der breitblätterichten Bachbunge bewachsen, deren Blumen, dem Wasser entragten. Hier überraschte mich eine liebliche Erscheinung. Ich fand unter den Weiden im Grase ein junges, in der Schwüle des Tages, entschlafenes Hirtenmädchen, zwischen den Ziegen. Mit Rosenblättern war die Wange bestreuet und der Mond schien selbst im Schlafe Liebe der Götter zu lächeln. Stumm stand ich da und blickte staunend auf das Mädchen hin.

Amarant hat sich jüngst einen der kleinen Liebesgötter aus Löffelholz geschnitzt. Die Dichter nennen ihn Amor. Ein solcher mußte sich, glaub' ich, in des Mädchens geringelte Locken gestohlen und heimlich einen Pfeil auf mich abgedrückt haben: denn plötzlich befielen mich wundersüße Wehen. Es war mir, als könnt' ich die holde Schläferin ungeweckt nicht verlassen. Schnell nahte ich mich ihr, küßte ihr die Stirn, den Mund, wie Erd-

beeren so roth, und — O wie reizend erwachte sie! — Aber sie schrie — erschrocken schrie sie: Ach! was machst Du da, fremder Mann! was machst Du? Sage, was willst Du von mir? — und damit entfloh sie.

Mädchen! schönes Mädchen! rief ich ihr nach, wer ist dein Vater, und wo deine Hütte? Aber, ein scheues flüchtiges Reh, entfloh sie, sah sich im Fliehen nur einmal noch um und war im Gesträuche verschwunden.

Gedankenvoll stand ich da, ging zu dem alten Salmin zurück und fragte ihn um die Namen aller Ziegenhirten des jenseitigen Ufers. Ich forschte genau, fragte ihn um hier und da, um dieses und jenes; aber, er wußte weder Namen noch sonstige Nachricht zu geben und — Aleth blieb traurig.

Oft schiffte nach diesem Tage der Alte mich über den Strom. Irrend durchstreift' ich dann ganze Gegenden von dem jenseitigen Ufer. Eine ganze Flurzeit und eine halbe hatt' ich bereits vergebens gesucht; aber nie noch eine Spur gefunden von der, welche ich suchte. Darum beschloß ich, ferner mich nicht mehr zu härmen und sie nicht mehr zu suchen.

Aber — so dacht' ich einst — die Götter belohnen die Treue der Menschen und die Liebenden, deren Gefühle Beständigkeit vestet, beglücken sie —

so sagen die Hirten. Da schwur ich denn, der unbekannten Huldin noch treu zu bleiben, zwey ganze Flurzeiten und eine halbe und — nun sucht' ich sie von neuem unaufhörlich.

Mein treuer Fischer, der alte Salmin, starb. Da schifft' ich bey nächtlicher Weile in euerm und anderer Fischer Nachen oft heimlich über den Fluß, pflanzte Myrten zwischen die Weiden, wo ich das Mägdlein gefunden hatte, und die Blume Vergißmeinnicht. Mein Herz hing an dieser Stätte und meine Seele umschwebte sie ewig in morgenröthlichen Bildern der süßesten Hoffnung und der schmeichelnden Zukunft. Ich sah viele der Hirten und Hirtinnen jener Fluren bey diesen meinen Streifereyen, da Salmin noch lebte, aber das liebliche Mägdlein entdeckte ich nirgend; nun er todt war kam ich seltener hinüber, und mehrentheils bey Nachtzeit besucht' ich nur jenen Ort, trauerte da und kehrte trauriger zurück.

Das belobteste Mädchen der Fluren des jenseitigen Ufers an Körper und Seele, war Nadilla. Sie weidete ihre kleine Heerde in den Schatten jener Hayne. Sie wohnte in dem verborgenen Hüttchen jenes stillen heimlichen Thales und war nur durch den Ruf gekannt: denn selten sahe man sie. Sie blieb ruhig und kalt bey den Liebkosungen der Hirten und keiner noch hatte ihr Herz



erweicht: denn sie verachtete die Pfeile des Liebesgottes und wollte sich nicht beugen unter seine Gewalt. So lebte sie in Freyheit und Ruhe, fühlte sich glücklich und hieß nur, die spröde Nadilla.

Aber, Amor, der Feind aller Spröden, schwur sich zu rächen. Er nahte einst dem Morpheus und sprach: Du Gott der Träume! der du im Gebiete der Schemen allmächtig regierst, alle Gestalten dir nachbildest und eigene Welten dir schuffst, gieb mir einen Traum für heute nur in meine Gewalt, der aussieht wie der traurigste, der bekümmertste Schäfer jener strombewässerten Flur. Und der Gott gab ihm einen solchen. Nun schwebt' er leise um Nadillens Lager, zeigte ihr dieses Traumbild, verwundete ihr Herz mit einem seiner flammendsten Pfeile und ließ der Träumerin die ganze Macht der Liebe und ihr Entzücken empfinden. Es schien ihr, als wär' es kein Traum, als wär' es ein wachend süßes Gebrüte.

Nach diesem Traume saß Nadilla oft gedankenvoll im Schatten eines dichten Ahorns; sie nahm aber nicht mehr Theil an den Freuden ihrer Gespielinnen. Zwey Frühlinge dauerte ihr Trauern, dauerte die Rache des Gottes. — Endlich erschien ihr einst Amor und sie kannte ihn nicht. Als ein schöner gerüsteter Knabe trat er vor sie und sprach: Nadilla, ich bin der Gott der Liebe; fürchte dich

nicht. Und Nadilla fürchtete sich nicht. Er aber sprach: dein Zweifel wird schwinden, denn siehe, ich weiß, dein Herz ist traurig und deine Seele betrübt. Du sollst gesunden; aber, was ich dir sage das thu. Strick eine Hirtentasche — nicht heimlich, öffentlich strickst du sie — weiß und blau, mit einem rothen Herzlein darauf und durchschossen mit einem Bolzen, wie dieser hier. Wenn du sie mit der letzten Masche vollendest, magst du sie verschenken, magst sie dann geben dem ersten, der dir begegnet — und, mit diesen Worten verschwand er.

Nadilla aber fürchtete sich nun, da er verschwand, erkannte den Gott und strickte die Tasche. Darob höhnten sie nun ihre Gespielinnen und sprachen also: „Täschlein mit Herzchen, Herzlein mit Pfeilchen? ist das die spröde Nadilla?“ Es war kein Tag ohne Spott — so rächte sich Amor, so straft' er des Mädchens spröden Trotz, der ewig siegende Gott.

Der Ruf von der schönen Nadilla seltenen Sprödigkeit hatte sich ehedem durch die Gegend verbreitet, so verbreitete sich auch jetzo das Gerücht: Nadilla, die Spröde sey verliebt geworden, und keiner der Hirten und Hirtinnen wisse in Wen. Spötter setzten hinzu: sie wisse das selber noch nicht. Viele der, einst von ihr verworfenen Lieb-

haber schmeichelten sich mit dem Gedanken: du selbst könntest vielleicht der heimlich Erwählte seyn; viele derer, die noch nicht um sie warben, hofften das nehmliche — und so bekam Nadilla der Besucher die Menge. Manche trieb auch bloße Neugier zu ihr; aber nicht Einer wurde gewählt. Ich selbst war begierig das Mädchen zu sehen, von dem das Gerücht so viel sprach, aber nie konnt' ich sie treffen. Aleth's beynahe verschmachtende Seele war zu voll von dem, ihm einst unter den flüsternden Pappelweiden so hold erschienenen Bilde, und an diesem Ort, so deucht' es ihm, müßte das liebliche Bild weilen oder wiederkehren und ihm von neuem erscheinen. —

Aber, schon neigte sich die zweite Flurzeit zum Ende. Die sogenannte kahle Jungfer auf der Wiese blühete so einsam schon; die traurige Wiesenzeitlose! Schon fiel die Eichel und gelbe Blätter lagen bereits unter dem Baume, und noch immer hatt' ich das Mägdlein meines Herzens nicht wiedergesehen.

Zwar hatt' ich schon so manchen zierlichen Stab geschnitzt, Zeichen darauf und deutende Bilder gemacht, und ihn in die Weiden gestellt wo die Blumen, die Vergißmeinnicht und die Myrten nun sproßten und wo durch meine Hand ein kleiner Garten hervorging.

Dort wird sie, so dacht' ich, doch einmal wieder hinkommen, Blumen, Myrten, Garten und Stecken erblicken, die Zeichen sehen und deuten und — wenn sie die wartende Hand der Liebe daran erkennt — vielleicht eine Antwort — ach! ich hätte das leiseste verstanden! — eine Antwort dalassen, wodurch ich ihren Namen und Wohnort erfahre. Weidet' ich nun, wie es die Jahrszeiten geboten, am Ufer, so besucht' ich bey Tage den Ort; weidet' ich aber im Gebirge, dann schifft' ich, war meine Heerde nun eingehürdet, des Abends oder bey nächtlicher Weile im Mondscheine hinüber. Aber meine Besuche waren bey Nacht und bey Tage vergebens.

Es war eine liebliche Mondnacht, da schifft' ich — von Sehnsucht und irren schwärmenden Gedanken am Schlafe gehindert — abermalen zu dem Gärtchen hinüber. Auch dieses Mal war weder ein Band mit ihrem Namen noch ein Körbchen, noch eine sonstige Nachricht vorhanden.

Zum letzten Male, so dacht' ich traurig, zum letzten Male kehrst du vergebens und trostlos wieder — so sey es denn nun!

Ich trat an das Ufer — aber, ich kam nicht über den Strom. Der Nachen war gelöset, war fort vom Ufer gestoßen und floß mit dem Strome dahin. Sorgfältig hatte ich ihn doch am Pfahle

mit einer starkgewundenen Weide bevestigt! Es hatte ihn jemand, so musst' ich es glauben, gelöset und vom Strande gestoßen. Besorglich eilt' ich ihm nach; sah ihn fließen, holte ihn ein; aber, er trieb nicht an das Ufer, wie ich es wünschte. Dort, in der felsigten Bucht, wo der Strom durch das Gebirge bricht, wo er tiefer unten den engen Wassersturz bildet, so dacht' ich, wird der Kahn das Ufer berühren, das diesseitige, weil der Strom sich dort wendet. Ich trabte neben ihm her; aber er trieb in die Mitte des Bettes.

Nun graute der Tag. Es dämmerte das Zwielicht. Im Morgenroth stieg die Sonne freundlich empor und bildete farbige Gestalten in dem wogenden Nebel über dem Wasser. Es glänzte der Thau, wie das Halsgefieder einer Taube. Schon sang die Lerche über dem Nebel und die wilde Ente strich. Da erreichte der Nachen endlich die stillere Breite des Flusses an der felsigten Bucht; aber er blieb auf der Mitte des Beckens. Die Nebel wurden Gewölke und stiegen am Gebirge wie weiße baumwollene Flocken vor dem dunkeln Walde empor. Die sonnenbeglänzte Flur lag wie jung geschaffen um mich her und schien ihr erstes Leben zu athmen. In ruhiger Erwartung stand ich dem Nachen gegenüber und durchschaute die zauberische Gegend, nachdenkend dem sonderbaren Zu-

falle, der mir von einem höheren Wesen neckend gewebt schien.

Da erblickt' ich, weiter hinab am Ufer der Felsenbay, ein einsames Hüttchen an den Hang einer Klippe gelehnt. Aus dem Gebüsche ragte der Schlot und des Giebels Spitze. Ueber dem Dache, auf den Scheiteln der Felsen, wurzelten tausendjährige Eichen und breiteten ihre gelb, grün- und braunbelaubten, so malerisch gemischten, Aeste, gleich einem höheren Schirmdache ernst und hehr über das Hüttchen. Unter des Hüttchens, im Gebüsche verhüllten, Fuße rauschte ein schäumender Felsenbach wie fluthende Milch so weiß über die Klippen herab in den vom Morgenroth wie Gluth spiegelnden stilleren Strom. Daneben schwamm, so schien mirs, ein Nachen am Ufer, an einem Pfahle befestigt. Ein Kahn ist mit dem andern zu holen.

Flugs naht' ich dem Hüttchen. Ahorngebüsch umkränzte es in dem engen Gethäle, worin es am Waldbächlein stand, und bildete eine düstere Laube ringsumher.

Hier wohnet ein Fischer, so dacht' ich, er leiht dir den Kahn und ein Ruder, oder hilft den treibenden Nachen dir haschen.

In diesem Gedanken ereilt' ich die Hütte, vernahm in der Ahornlaube eine süße, wehmüthig

singende Stimme. Rasch trat ich hinein und — ha! starr und erschrocken fuhr ich wieder zurück Wen sah ich! wie ward mir! Einen Wimperschlag beweglos stand ich da, staunte ihr ins Angesicht und dann, dann stürzt' ich zu ihren Füßen dahin. Meine Seele, meine Glieder, mein ganzes Wesen durchblitzte ein Zauberschlag, ihm folgte eine Stille, ein ermattend Gefühl. So lag ich vor ihr und blickte zur Erde, ohne Gedanken, ohne Entschluß. Einen Schrey der Bestürzung des holden Geschöpfes hatt' ich in meiner Bestürzung nicht vernommen.

Noch lag Aleth betäubt da und wagte nicht aufzuschauen, nicht zu sehen in das Angesicht der, deren Anblick ihn zu Boden warf.

Endlich ertönte in leisem süßen Gelispel ihre Stimme: „so nimm sie denn hin, die Hirtentasche, die der Gott mir zu stricken gebot.“ Und damit reichte sie diese Tasche mir dar.

Da erst errang der Bestürzte die Kraft aufzuschauen, scheu und langsam aufzuschauen in ihr himmlisches Antlitz — ja, sie war es, sie war es, meine so lange gesuchte, so heiß geliebte Unbekannte ach! es war die spröde Nadilla. — Voll göttlicher Milde aber bog sie sich zu dem, sich zitternd Errichtenden nieder, hieng ihm die Hirtentasche, an der die letzte Masche noch nicht geschlossen war, um, und Aleth trank kürkelnd den ersten Kuß ihrer Lippe.

Amor, der in Nadillens Ahornbusche lauschte, stieg triumphirend in die Luft und klatscht' in die Hände, er klatschte für Freude, wie ein Tauber, mit den Flügeln. Nachdem hat Nadilla mir alles erzählt und wir haben die Leitung des Gottes dankend erkannt. Hier, ihr Reuser! sehet die Hirtentasche! seht, hier ist das bolzendurchbohrte Herz.

O, wie oft schifft' ich nun über den Fluß! aber, heute war ich zu hastig; das Wasser hoch und der Strom zu strenge. Euer Nachen, ihr guten Fischer, stieß auf einem verborgenen Pfahl und schlug um. Durch Euch haben mich die Götter gerettet.

Nun hab' ich euch meine Geschichte erzählt. Ich geb' euch zwey Lämmer, ein Böcklein und ein Zicklein. Aber, wenn ihr mich ferner hinüber wollt schiffen, geb' ich euch auch noch ein Schaaf dazu, das euch Milch giebt, für beyde Lämmer."

Und die Fischer antworteten ihm und sprachen: Die Götter segnen Dich und Nadilla, du guter Aleth! komm zu uns alle Tage, wir schiffen Dich über.

C h a r a d e.

Nimmst du, mich theilend, des Ganzen erstere Hälfte
Bin ich willkommen der Flur und allen empfindenden Wesen.

Neuer Stärke Gefühl und milde Erquickungen strömen
Aus dem verborgenen Quell, der nimmer noch sich erschöpfte.
Doch es wandelt auch oft mein Seegen sich um in Verderben.
Selbst in die Kreise der Freude treibt mich ein neidisches Schicksal
Daß feindseelig ich scheuche die Götter des Frohsinns
Und die heitere Stirn mit trüben Wolken sich decket
Und die betrogene Hoffnung in bitterer Klage sich kund thut.
Wende sinnend dich nun zum zweyten Paare der Sylben.
Drohend hält mich der Wilde; ich werde tödtlich dem Leben.
Aber in sanfterer Hand erweck' ich willkommene Schmerzen
Und ein schöneres Leben in der verwundeten Brust.
Stellst du als Ganzes mich her in meinen gedehnten vier Sylben,
Preißt mich des Schauenden Aug', erfüllt ich mit Hoffnung das Herz einst,
Ward zum Symbole des Friedens und jegliches Seegens von oben.
Doch, wie im Leben die schönere Freud' und das höhere Gute
Nur aus schmerzlichem Kampf und banger Sorge emporkeimt:
Also siehst du mich auch nur nach versöhnetem Streite,
Nur nach besiegter Gefahr; und wie die reinere Wonne
Aus des Kummers Gewölk mit doppeltem Glanze hervorstrahlt
Und im thränenden Auge lieblich verkläret sich spiegelt:
Also rufen auch mich nur Thränen im Dunkel entquollen
Aber entgegengeweint der allerfreuenden Göttin,
In das vergängliche Daseyn — und — mit den Thränen verschwind ich.

Bernh. Meister.

Die Auflösung ist:
Der Regenbogen.

XI.

Heilwig von Dornberg.

Eine Romanze

von

Buri.

Hoch auf Felsengipfel hauste,
Wo der Sturm die Burg umsauste,
Ritter Kunz, verzehrt von Harm.
Heilwig lag im Vaterarm,
Sie, das lezte Kind von allen,
Das sein Weib ihm sterbend gab.
Sieben Söhn' aus Dornbergs Hallen
Waren ihr gefolgt ins Grab.

Jeder Weltlust abgeschworen,
Trat der Greis nie aus den Thoren.
Der acht Hügel Trauergrün,
Hart am Wege, schreckte ihn.
Nie durch Kampf berühmt gewesen
War der Burgherr. Dunkelheit
Hatt' er sich zum Loos erlesen,
Stilleren Genuß der Zeit.

Jahre flossen, kaum bezeichnet.
Jeden Reiz ihr angeeignet,
Sproßte mit der Jahre Lauf
Heilwig früh zur Jungfrau auf.
Lieblich, wie die Morgenröthe,
Strahlte ihre Rosenwang',
Und so süß, wie Hauch der Flöte,
Tönte ihrer Lippen Sang.

Ach! des Vaters einz'ge Freude
War die Jungfrau, doch zum Leide
Auch der nächste Gegenstand.
Bange Sorge übermannt
Sein Gemüth. Gewöhnt an Trauer
Durch des Todes Räuberey,
Seufzt er täglich und mit Schauer,
Daß sein letztes Kind sie sey.

Armer Vater! Andre Schmerzen
Drohen deinem Vaterherzen;
Liebe schleicht mit ihrer Pein
Auch in Felsenburgen ein.
Seit der sieben Söhne Falle
Herrschte Todtenstill' im Schloß;
An der graubemoosten Halle
Wieherte kein gastlich Roß.

Jetzt allmählich ward es rege
Um des Berges Waldgehege.
Ritter wünschten die zur Braut,
Die vom Fels hinab geschaut.
Näher bald drang das Gewimmel
Zu dem stillen Aufenthalt,
Welchen, wie der Mond den Himmel,
Heilwigs schönes Aug' durchstrahlt.

Die bestaubten Gastpokale,
Ledig seit dem Trauermahle,
Dampften — wieder vorgesucht —
Vom Getränk der Rebenfrucht.
Ritter Heinz, der Wilde, drängte
Sich den andern keck zuvor;
Oft noch spät im Zwielicht sprengte
Er zu Roß aus Dornbergs Thor.

Doch der Dirne Wohlgefallen
Weilt' auf ihm nicht, hieng vor allen
An dem sanften Udalrich,
Der in stiller Glut verblich.
Nie entgieng dem Blick der Schöne
Sein geheimes Thränennaß,
Wenn bey eines Gastmahls Scene
Sie an Heinzes Seite saß.

Des verliebten Paares Sorgen
Blieben ach! nicht lang verborgen.
Und der Vater neigte sich
Zu dem sanften Udalrich.
Wie ein Höllengeist erboset,
Schlug an's eh'rne Mordschwert Heinz:
„Weh dem Wurm, der mit mir looset!
„Nun versuch' ich nur noch Eins.

„Läßt mich Kunz vergebens werben,
„Muß der Graubart selber sterben.
„Tod und Teufel! Sie muß mein,
„Oder Dornberg Steinschutt seyn!" —
Und der Antrag ward dem Alten
Roh und rauh von Heinz gethan.
Kunz verzog die Stirn' in Falten,
Lehnte höflich ab den Plan.

Kaum war aus dem Mund die Rede,
Künd'te Heinz ihm an die Fehde:
„Falscher Graubart! sie muß mein,
„Oder Dornberg Steinschutt seyn!" — —
Straks mit Reisigen und Knechten
Ward vom Feind die Burg umstellt,
Und in drey mordvollen Nächten
Rings das Land durch Brand erhellt.

Doch es trozt die starke Feste
Der Gewalt. Vom Felsenneste
Regnet Pfeilgeschoß herab;
Mancher Stürmer fand sein Grab.
Und mit Schimpf zog Heinz von dannen,
Laut entsagend der Gewalt.
Heimlich mit dem Rest der Mannen
Legt' er sich in Hinterhalt.

Und des sichern Wohlstands Spuren
Kehrten wieder auf die Fluren.
Friede herrschte durch das Land,
Groll und Fehde schien verbannt.
Heilwig eines Abends wagte,
Wo die süße Nachtigall
Durch die Ahornwälder klagte,
Sich zu fern vom Felsenwall.

„Räuber raubten deine Dirne!
„Kunz! Behelme deine Stirne!"
Scholl es durch die Ritterburg.
Kunz späht' alle Wälder durch.
Udalrich zog aus mit Knechten
Ohne Zahl, in strenger Hast,
Ausgerüstet zu Gefechten
Mit Geschoß und Panzerlast.

Und es bracht' am nächsten Tage
Forschung und der Ländner Sage
Unsre Reisigen, schnellen Flugs,
Auf die Spur des Räuberzugs.
Und man focht' in fernen Gründen.
Heinz war flüchtig, aber ach!
Fräulein Heilwig nicht zu finden.
Dunkle Nacht aus Wolken brach.

Udalrichs Freund, Karl von Mooren,
Hatte sich vom Zug verloren.
Er gewahret, doch zu spat,
Des Verirrens von dem Pfad.
Blitze flogen, Donner krachten,
Regengüsse folgten nach.
Schicklich, um zu übernachten,
Zeigt sich ihm ein Meilerdach.

Er erreicht die ruſ'ge Hütte
Mit des Rosses Flügelschritte.
Köhler, bei der Lampe Glanz,
Beteten den Rosenkranz.
Kaum verzog sich das Gewitter,
Schwang sich Karl auf's nasse Roß.
Sieh! ein Köhlerknab dem Ritter
Nachrennt, rufend, athemlos.

Karl erkennt die holden Töne
Heilwigs, der entführten Schöne,
Die, als Köhlerknecht verkappt,
Ihm nach durch das Dunkel tappt,
Ohne Zaudern, ohne Spähen,
Schwingt sie Karl zu sich auf's Pferd.
Sie will sagen, was geschehen;
Lang die Angst das Sprechen wehrt.

„Heinz verwundet sey entkommen —
„Fliehend hab' er sie dem frommen
„Köhler anvertraut, gesagt:
„ „Hülle sie in Köhlertracht!
„ „Sind geheilet meine Wunden,
„ „Komm' ich augenblicks zurück.
„ „Hat kein Feind den Schatz gefunden,
„ „Harret dein ein glänzend Glück."

Bei des Frühroths Strahle findet
Karl sich aus dem Wald; es schwindet
Alle Furcht, als Dornbergs Höhn
Sie mit Tagesanbruch sehn.
Eben sitzen dort die Ritter,
Auszusinnen neuen Rath,
Sehen durch das Fenstergitter,
Welch ein seltnes Paar sich naht.

Mit dem ruſ'gen Köhlerjungen
Trat Karl ein. Von allen Zungen
Flutete entgegen ihm
Rascher Neugier Ungestüm.
Aber länger sich zu halten,
Das vermochte Heilwig nicht,
Stürzte sich an's Herz dem Alten,
Küssend Händ' und Angesicht;

Dann in des Geliebten Arme,
Angestaunt vom Ritter-Schwarme.
Karl, erzählend den Verlauf,
Löſ't beredt das Räthsel auf. —
Nach zwey Tagen kam die Kunde:
Heinz, der freche Bösewicht,
Stirbt an der empfangnen Wunde;
Streng ist Gottes Strafgericht.

XII.

Die Kuhglocke.

(Abend. Eine wildromantische Gegend. Hänsel mit der abgebundenen Kuhglocke, aus einer Felsenhöhle hervortretend und hineinredend.)

So! Und nun lieg' du, und wiederkäu' in Ruh' dein Futter! Wir wollen hier sehen, wo das Bärbel bleibt. Sie ist immer recht garstig gegen mich. Wollte sie wohl, als sie heut Morgen die Heerde austrieb, und ich ihr vorn am Schlage des Dorfs mit einem guten Morgen entgegen kam, mir auch nur einen einzigen Kuß geben? Ich bat sie doch so dringend, und es war eben Niemand von Nachbarn da, der es gesehen, und ihrer Mutter wiedererzählt hätte: aber nicht rühran! Nicht ein Mal erlauben wollte sie mir auf den Tag, neben ihr, auf derselben Alpe zu hüten: aber warte nur Bärbel: dieß Mal sollst du es mir gewiß entgelten. Wie wird die Mutter sie ausschmälen, wenn sie nun nach Hause kömmt, und ihr gerade das schönste Stück der Heerde fehlt! Ich habe die Kuh heimlich weggetrieben, und sie dort in der Felsenhöhle versteckt. Wenn sie nur nicht vor der Zeit mich durch ihr Brüllen verräth! Das längste, schönste Gras von der ganzen Alpe hab' ich geholt, um ihr damit das Maul zu stopfen: nun wir wollen sehen, was es helfen wird! — Aber still, mich dünkt es schlägt was. Im Schieferthurm

drüben im Dorfe klingt die Glocke! (zählt) Neun. Nun muß sie bald kommen. (indem er vom Felsen herabblickt) Unten ist schon alles ruhig. Die Grillen zirpen. Die Schnitter haben ihre Sensen aus den Händen gelegt, und die Arbeitsleute kehren mit ihren Bündeln auf den Rükken, jeder in seine Hütte zurück. — Horch! — War das nicht ein Rufen? Unten am Fels! Ihre Stimme! Schon wieder! Und nun wie ein Fußtritt! Ihr Gang! Sie ist es! Sie ist es! Geschwind in die Felshöhle! Da seh' ich schon durch das Brombeergesträuch ihren Strohhut im Mondschein hervorblicken, und mir ist daran gelegen, daß sie mich nicht zu zeitig gewahr wird! (ab)

Bärbel. (tritt auf)

Es ist ein wahres Sprichwort von Vater Nikolas, daß jeder Tag seine eigne Plage hat! Bald zerbricht man einen Wasserkrug; bald bleibt Einem wieder eine Schürze am Dornbusche hängen, und jetzt habe ich gar meine schönste Kuh verloren! — Liesel, Liesel, wo bist du? (sich überall im Gesträuche herumblickend) Du warst doch sonst ein so treues Thier, und immer die erste, wenn ich in's Dorf trieb: was ist dir denn nun beygekommen, daß du dich so weit von der Heerde verirrt hast. Liesel! Liesel! Sie hört mich nicht — gewiß nicht, sonst hätte sie schon längst gebrüllt. Wenn nur das

arme Thier nicht etwa in einen Graben gefallen oder sonst verunglückt ist. Meine Mutter war recht aufgebracht. Ich habe sie lange nicht so böse gesehen. „Geh', sagte sie, und komme mir ohne die Kuh nicht wieder vor die Augen!" Wo soll ich sie nun suchen? wo sie finden? (die Kuh brüllt.) Aber was ist das? Mich dünkt ein Brüllen, was von der Seite her in mein Ohr dringt? Nun ist alles wieder still. Das Rauschen des Wasserfalles hat mich getäuscht.

Wo nun der Hänsel seyn mag? Ich klopfte vorhin an seine Thür, als ich zum Suchen ausging: aber es war Niemand zu Hause. Wenn ich es recht bedenke: so bin ich selber an meinem Unglück Schuld. Ich hätte ihm doch heute Morgen den Kuß nicht versagen sollen: so wär' er mitgegangen, und wer weiß, wäre meine Heerde nicht noch vollzählig! Was zu thun! — Hier ist der Ort, wo meine Kühe gewöhnlich zu grasen pflegen. Wenn nur der Mond heller schien! Die Fußtapfen laufen so untereinander. Hier gehen einige seitwärts. Das werden Liesel ihre seyn! Ja sie sind es, sie sind es. Ich erkenn' es daran, daß ich nur immer drey und drey zähle; denn da sich das arme Thier einen Dorn in den Fuß getreten: so konnte es die letzte Zeit her nicht recht wieder auftreten: aber laß uns weiter zusehn! Hier hat sie vor

Müdigkeit sich niedergelegt. — Nein, es ist nur das Gras, das der Regen gelagert hat! Doch dort seh' ich wieder ein paar Fußtapfen. — Das verwünschte Haidekraut! Es benimmt mir auf einmal alle Spur! Fort sind die Fußtapfen. Der Weg geht dichter in's Holz; das Gras steht auf, und die wilden Stauden schlagen zusammen.

Hänsel (der in der Ferne klingelt.)

Bärbel.

Aber was hör' ich? Eine Glocke! der Ton ist, wie von der unsrigen! Liesel, bist du's? Es klingelt schon wieder! Feldwärts! Unten am Fluß! — Fernab! — Näher! — Jetzt auf der Höhe! Hurtig, Bärbel, hurtig, den Felsen herauf, und zugesehn, wo der Schall herkömmt! (oben) Der Mond scheint hell genug. Ich sehe Baum und Strauch, und Fluß und Wald, und Dorf; sogar da drüben den blinkenden Kirchseiger; alles seh' ich: nur Liesel nicht. — Weh! was ist das? Wie bin ich erschrocken! Ein Fußtritt! Wieder einer! Ein fremder Mann, der den Hügel heraufkommt! Wohin soll ich entfliehen? (will fort, kömmt aber den Augenblick wieder zurück) Nur ruhig! Es hat nichts zu sagen! Zum guten Glück ist es der Hänsel.

Hänsel.

Guten Abend Bärbel! (will vorüber, und ins Dorf)

B ä r b e l.

Schönen Dank, Hänsel! Nun du könntest wohl ein wenig stehen bleiben!

H ä n s e l.

Wer weiß, ob die Leute es Einem Dank wüßten.

B ä r b e l.

Was hast du denn so groß zu eilen.

H ä n s e l.

Hm! Hast du doch auch nicht auf mich gewartet, als du heut Morgen im Schlage die Heerde austriebst, und ich dich um einen Kuß bat!

B ä r b e l.

Ich denke, das hast du lange wieder vergessen.

H ä n s e l.

So etwas vergißt sich auch so leicht! Ich sage dir, es ist mir den ganzen Tag im Kopfe herumgegangen.

B ä r b e l.

Den ganzen Tag: aber nun ist es Abend, und du weißt ja wohl, lieber Hänsel, seinen Zorn muß man nie über Nacht tragen!

H ä n s e l.

Ueber die Nacht und alle folgenden Nächte! Denk' ein Mal! Nun die Noth vor der Thür klopft: da kömmst du, und giebst gute Worte: aber nun ist Hänsel auch nicht zu Hause.



Bärbel.

So weißt du schon?

Hänsel.

Daß du deine schöne Kuh verloren? Wohl weiß ich's!

Bärbel.

Wer hat es dir gesagt?

Hänsel.

Pächter Martin unten, der mir an der Gemeinwiese begegnete, und bey dem du vorhin nachgefragt.

Bärbel. (traurig)

Es ist ein großes Unglück!

Hänsel.

Freylich ist es ein Unglück! Aber wer ist Schuld daran? Kein andrer als du Bärbel. Wärst du meinem Rathe gefolgt: so hätten wir zusammen den Tag über auf derselben Alpe gehütet, und auch zusammen wieder des Abends in's Dorf getrieben —

Bärbel.

Das ist nun nicht zu ändern!

Hänsel.

Vier Augen sehen doch immer mehr, als zwey!

Bärbel.

Da hast du Recht!

Hänsel.

Und mein Philax ist ein so wachsames Thier, wie eins in der Runde.

Bärbel.

Das ist wahr. Und ich hab' es darum meinem Vater auch schon mehr Mal gesagt, daß er mir doch auch so einen Hund anschaffen sollte.

Hänsel.

Die Ausgabe, wenn du nur sonst wolltest, könntest du ihm ersparen; denn es ginge recht gut an, daß mein Philax beyde Heerden hütete: aber damit du siehst, daß ich nicht Gleiches mit Gleichem vergelten will: so gehe du längs dem Schilfrohr am Fluß, und suche von dieser Seite: ich will von der andern Seite um die Brombeersträuche herum suchen, ob ich die Kuh nicht finden kann.

Bärbel.

Thu' das, lieber Hänsel. —

Hänsel. (zurückkehrend)

Aber noch eins! Wenn ich sie nun finde: was soll mein Lohn seyn?

Bärbel.

Ich will dir zum Erndtefest auch ein recht schönes Band auf den Hut stecken.

Hänsel.

Das ist nicht hinlänglich.

Bärbel.

Auch versprech' ich dir, wenn wieder Kirchweihfest ist, mit keinem andern Burschen im Dorfe zu tanzen.

Hänsel.

Das ist etwas.

Bärbel.

Nur etwas? Du bist mir der Nimmersatt. Was willst du denn noch mehr?

Hänsel.

Erstlich, daß du mir versprichst, alle Morgen mit mir auf derselben Alpe zu hüten.

Bärbel.

Unter der Bedingung, daß die Alpe immer grün bleibt, verspreche ich es dir.

Hänsel.

Zweytens, daß du mir obendrein noch drey Küsse in den Kauf gibst.

Bärbel. (sich von ihm loswindend)

Nimmermehr!

Hänsel.

Nun so laß ich dich allein hier im Wald, und du magst sehen, wie du deine Kuh findest. (geht)

Bärbel. (ihm nachrufend)

Hänsel!

Hänsel.

Was giebt's?

Bärbel.

Zwey Küsse sollst du haben.

Hänsel.

Das ist ein gutes Wort, mehr nichts?

Bärbel.

Was kannst du noch mehr von mir verlangen?

Hänsel.

Daß du mir gleich einen dieser Küsse auf Abschlag giebst, damit ich sehe, daß es dir mit diesem Versprechen Ernst ist.

Bärbel.

Da.

Hänsel.

Nun siehst du, liebe Bärbel, da du so gut bist: so kann ich es auch unmöglich länger über's Herz bringen, dich zu hintergehen. Die Kuh ist nicht fort. Ich hatte ihr nur die Glocke abgenommen und sie selbst dort in jene Felsenhöhle versteckt.

Bärbel.

Aber warst du es auch wohl, der vorhin bald im Wald, bald am Fluß, uhd bald am Felsen damit klingelte? o du Schelm!

Hänsel.

(der unterdessen die Kuh herbeyholt.)

Vergieb Bärbel! Aber nun komm, und laß

uns alle drey zusammen in's Dorf gehen. Es ist schon spät. Deine Mutter wird auf dich warten, und mein Vater wird auch nicht wissen, wo ich bleibe.

1.

Das Veilchen.

Still und bescheiden blühst du im friedlichen Thale hier,
Herziges Veilchen, unter dem schattigen Blätterdach;
Aber man sucht dich, mehr als die prunkende Tausendschön,
Die ihre Farben prahlend zur Schau auslegt.

So auch die Jungfrau, die nur der häuslichen Tugend lebt;
Suchend die Perle, findet der Edle dies Kleinod einst;
Statt daß die arme modebefangene Thörin dann
Ach! unbetrauert fruchtlos im Lenz verblüht!

Arnoldine Wolf geb. Weissel.

2.

Der weiße arabische Jesmin und die Reseda.

An Pr. Charlotte v... an ihrem 11ten Geburtstage.

Der Unschuld Bild und des edlen stillen Verdienstes
Reichen verschlungen zum Kranz diese zwey Blumen dir dar:
Immer müssen auch so für's ganze Leben verbunden
Keine Tugend dich in stille Bescheidenheit schmücken.

Bernh. Meister.

3.

Die Winterlandschaft.

1799.

Im Zwielicht, durch gesunkner Nebel Grauen,
Bricht sich das Auge mühsam eine Bahn.
So dämmerten des Schattenreiches Auen,
Das Orpheus und der tapfre Trojer sahn.

Umflort vom Duft, bedeckt vom Demantschilde,
Dehnt sich der See zur langen Oede aus.
Eisläufer schwanken über sein Gefilde;
So schwebt der Schatten Heer um Plutons Haus.

Des Todes Schweigen herrscht in Buchengängen,
Wo Freude jüngst aus Hirtenliedern sprach.
Die Haine prunken mit Krystallgehängen;
Der Winter äfft des Lenzes Blüthen nach.

Die Schwermuth wandelt durch verblichne Fluren,
Und seufzt und weint, wo Trauerfichten wehn;
Blickt ängstlich rückwärts, ob des Schneetritts Spuren
Nicht Menschen locken, hier ihr nachzugehn.

Verzweiflungsvoll, bleich wie des Grames Büste,
Starrt sie nach jenen Gauen Teutschlands hin,
Die, Eden einst, jetzt schauervolle Wüste,
Mit Schwefeldampf umhüllt, in Flammen glühn.

Doch seht den Weisen nahn! Kühn, unerschrocken
Im Sturm, und wann des Krieges Dämon schnaubt,
Flicht er, statt Rosen, Epheu in die Locken,
Und schlingt den Kranz von Immergrün um's Haupt.

Aurel und Epiktet, der Menschheit Lehrer,
Eröffnen ihm der Weisheit Heiligthum,
Der Tugend Freudenwelt, die kein Verheerer
Erreicht, ein unversehrt Elysium.

Hold aufgeblüht in ew'ger Frühlingsmilde,
Wo nie ein Sturm vom Zweig die Blüthe streift,
Wo jedes Korn, gesenkt in's Saatgefilde
Der Selbstveredlung, froh zur Aehre reift.

Buri.

4.

Der Vogel.

Idylle, nach Geßner.

Mirtyll, der schönste Hirt im Hain,
Stets flink und wohlgemuth,
Fieng einst ein buntes Vögelein
Mit seinem Halmenhut.

Du kleines, liebes Thierchen, du
Sprach er in seinem Sinn,
Du führst mir wohl noch Küsse zu
Von meiner Schäferin.

Jetzt schneid' ich mir vom Weidenbaum
Die Aestchen zart und roth,
Und bald steht dir — o süßer Traum! —
Ein Häuschen zu Gebot.

Flugs bring' ich dir im Näpfchen dann
Der Schnabelweide viel
Und hänge dir ein Glöckchen an,
Zum kleinen Gaukelspiel.

Und trag' ich dich voll Schalkheit dann
Zu meiner Lydia,
So blickt sie mich wohl freundlich an,
Und fragt: Was bringst du da?

Wenn sie mir funfzehn Küsse zollt,
Sollst du ihr eigen seyn,
Und, wärst du werther mir als Gold,
Ich gieng den Handel ein.

Itzt rast' ein Weilchen unter'm Hut,
Und harre still und fein,
Noch vor der hohen Sonnengluth
Sollst du im Käfig seyn.

Schnell hüpfte nun zum Kieselbach
Der fröhliche Mirtyll,
Und zählte schon die Küsse nach,
Und schnitt der Weiden viel.



Er kam zurück zum Fliederstrauch,
Den Bündel in der Hand, —
Da lag vom leisen Windes-Hauch
Der Strohhut umgewandt.

Schnell trübte sich sein froher Sinn,
Er naht mit scheuem Tritt —
O weh! dort fliegt mein Vogel hin,
„Und nimmt die Küsse mit!" —

Arnoldine Wolf geb. Weissel.

Braunschweig,
gedruckt bey Friedrich Vieweg.

A n k ü n d i g u n g

einer

malerischen Reise, auf dem Rhein,

unter dem Titel:

Ansichten des Rheins

von

A. K l e b e.

(Mit 30 Kupfertafeln die schönsten Rheingegenden darstellend)

Dieses Werk, welches bei dem bisherigen Mangel an einem ähnlichem, jeden Reisenden in Deutschland willkommen seyn mufs, wird sich durch den literarischen und künstlerischen Werth seines Inhalts aufs Vortheilhafteste auszeichnen, und in drei Heften mit 30 Kupfern, auf gr. 8°., im Formate der Wielandschen Werke erscheinen.

Den Druck des Textes wird die berühmte *Göschensche Officin* in Leipzig besorgen, und die Landschaften, von Herrn Rath Krause in Weimar, Herrn Schütz in Frankfurth u. m. berühmten Zeichnern nach der Natur aufgenommen,

werden vom Herrn *Günther* in Dresden gestochen.

Der Pränumerationspreis ist bis den 1sten October dieses Jahrs 5 Thlr. Sächsisch oder 9 fl. Rheinisch für jedes Heft. Bei der Unterzeichnung auf das *erste* Heft macht man sich natürlich für das ganze Werk verbindlich. Der nachherige Ladenpreis wird um $\frac{1}{3}$ erhöhet. Die Pränumeranten geniessen überdies noch den Vortheil, ihre Exemplare auf dem schönsten Velin-Papier, und die besten Kupferabdrücke zu erhalten, die übrigen werden auf ein gutes Schreibpapier abgedruckt.

Eine ausführliche Anzeige davon, nebst einem Probekupfer, findet man in allen deutschen Buch- und Kunsthandlungen, und im Auslande in folgenden Handlungen zur Ansicht, die auf das Werk selbst Bestellungen und Gelder annehmen.

In Amsterdam Hr. Joh. Bellmann und Hr. L. A. C. Hesse, Buchhändler.

– Copenhagen Hr. Fr. Brummer und die übrigen Hrn. Buchhändler.

– London Hr Heinr. Escher, Bookseller N°. 14. Gerard Street, Soho.

- Norrköping Hr. J. D. D. Ulrich, Buchhändl.
- Paris Hr. Treuttel und Würtz, - -
- Petersburg Hr. Joh. Chr. Höwert, - -
- Moscau Hr. J. C. Horn, Buchhändl.
- Riga Hr. C. J. G. Hartmann und Hr. Müller, Buchhändler.
- Stockholm Hr. G. A. Silverstolpe, Buchhändl.
- Strafsburg Hr. Treuttel und Würtz, A. König u. d. Hrn. Gebr. Levrault, Buchhändl.
- Winterthur Hr. Joh. Ziegler und Söhne, Buchhändler.
- Zürich Hr. Orell, Fuefsly et Comp. Buchhändler.

Wer ohne die hier Angezeigten noch geneigt ist, Pränumerationen zu sammeln, und den Betrag derselben directe an den unterzeichneten Verleger, oder dessen Commissionair, Hrn. *Friedr. Aug. Leo in Leipzig,* Porto frei einsendet, erhält für seine Bemühungen das 7te Exemplar gratis. Die Herren Buchhändler erhalten einen verhältnifsmässigen Rabatt.

Frankfurth a. M. den 1. Jul. 1803.

FRIEDRICH WILMANS.

Nachstehende Schriften, sind in meinem Verlage 1803 erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Amanda und Eduard. Ein Roman in Briefen. Herausgegeben von Sophie Mereau 2 Bde. Mit Kupf. Auf geglätt. Velin-Pap. geh. 3 Thlr. auf ord. Velin-Pap. 2 Thlr. 8 Ggr.

Eduards Verirrungen. Ein Roman 8°. 20 Ggr.

Europa. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von Friedr. Schlegel 1n. Bandes 1s. 2s. Heft gr 8°. geheftet 1 Thlr. 16 Ggr.

Gernings, J. J. Reise durch Oesterreich und Italien. 3 Bände gr. 8°. Mit 5 Kupf. 4 Thlr. 16 Ggr.

Glatz, J. Iduna, ein moralisches Unterhaltungsbuch für die weibliche Jugend 2 Bde. Mit Kupf. 1 Thlr. 16 Ggr.

Röhling, Gott ist die reinste Liebe. Benvenuto's Zweifel vor dem Tribunale der höhern Religionskritik niedergelegt 8°. 16 Ggr.

———

